Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Gebrüder Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Pruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. III 36 1760. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom W. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 119 | Samstag, den 2. Mai | 1936

Freudentag des deutschen Volkes

Ein unter einer Führung geeintes und zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengeschlossenes Volk feiert seinen nationalen Feiertag — Festsitzung der Reichskulturkammer — Carl Fröhlich und Gerhard Schumann die Erringer der Nationalpreise für Film und Buch — Die Jugendkundgebung von 80 000 Jugendlichen im Poststadion — Die Kundgebung der zwei Millionen der Stirn und der Faust — Triumphfahrt des Führers

dnb. **Berlin**, 1. Mai. Ueber Nacht hat sich der Schmuck der Reichshauptstadt, der schon am Vorabend so eindrucksvoll ankündete, daß Berlin der Mittelpunkt der nationalen Feier des deutschen Volkes ist, vervielfacht. Jetzt erst, wo Maiengrün und Maienkränze, der Blumen vielfarbige Pracht, Girlanden und Spruchbänder und Millionen von Fahnen und Flaggen mit der Feststraße vom Opernhaus in Charlottenburg bis zum Lustgarten wetteifern, erkennt man, wie sehr selbst das steinerne Meer einer Weltstadt sich verwandeln kann. Noch ehe die Glocken den Freudentag einläuten, zieht mit klingendem Spiel die Wache mit den Spielleuten und dem Musikzug des J. R. 67 zum großen Wecken durch die Innenstadt, trotz der frühen Morgenstunden und des bedeckten Himmels, begleitet von fröhlich nebenher marschierenden Menschen. Auch in den Standortbezirken Spandau, Gatow und Stahnsdorf hat die Wehrmacht den festlichen Auftakt gegeben.

Der Aufmarsch der Massen

Seit den frühen Morgenstunden ist ganz Berlin in Bewegung. In überreichem Festschmuck stehen die Straßen. Seit 9 Uhr ergießt sich von allen Stadtteilen ein unaufhörlicher Menschenstrom zu dem riesigen Aufmarschgebiet in Stadtmitte, stockt zuweilen an den großen Straßenkreuzungen, um dann von Verkehrspolizei und Absperrmannschaften wieder weiter geleitet zu werden und sich endlich rings um die 8 Klm. lange Feststraße wie ein gewaltiger Damm anzustauen.

Seit 9 Uhr formieren sich die Marschkolonnen und setzen sich in 25 riesigen Heeressäulen mit dem gleichen Ziel in Bewegung.

Auf dem Wilhelmplatz

Wie immer an Schicksals- oder Feiertagen der Nation ist auch heute der Wilhelmplatz wieder das Ziel zahlloser Volksgenossen, die an diesem Festtag des Volkes dem Führer besonders nahe sein möchten. So findet sich auf dem Platz vor der Reichskanzlei schon in den frühesten Morgenstunden viele Tausende Berliner ein, die in freudiger Stimmung den Augenblick erwarten, da sie den Führer sehen und grüßen können. Um 8.45 Uhr tritt die Wache unter das Gewehr, Trommelwirbel ertönt.

Unter dem unbeschreiblichen Jubel der Menge erscheint der Führer, um sich zur großen Jugendkundgebung in das Poststadion zu begeben. Immer wieder donnert ihm aus vielen tausend Kehlen der Morgengruß der Berliner entgegen. An einem unübersehbaren Menschenspalier entlang, aus dem brausende Heil-Rufe aufklingen, fährt der Führer durch die Wilhelmstraße zum Poststadion, wo ihn die Bannerträger der Zukunft, Deutschlands Jugend, erwarten.

Der Führer bei seiner Jugend

Die Kundgebung im Poststadion

Mit einem machtvollen Aufmarsch der Jugend im Poststadion wurde der Nationale Feiertag des deutschen Volkes festlich eingeleitet. 80 000 Jungen und Mädel jubelten ihrem Führer zu und bereiteten ihm unbeschreibliche Treuekundgebungen. Der von der Jugend in mustergültiger Disziplin durchgeführte Aufmarsch war mit der Ansprache des Führers an seine Jugend ein würdiger Auftakt zu dem festlichen Tag.

Obergebietsführer Armann meldete dem Reichsjugendführer: „Ich melde 80 000 Jungmädel, BDM., Jungvolk, HJ. und Marine-HJ. angetreten." Der Reichsjugendführer grüßte die Jugend mit dem Ruf: „Heil Kameraden", und mit einem donnernden „Heil Reichsjugendführer" antworteten ihm die 80 000 aus einem Munde.

Baldur von Schirach eröffnete die Jugendkundgebung — Die Jungvolkwerbung ein gewaltiger Erfolg

Schmetternde Fanfarenklänge gaben um Punkt 8.30 Uhr das Zeichen zum Beginn der Kundgebung, die Reichsjugendführer Baldur von Schirach mit einer Ansprache eröffnete, in der er zunächst die Sieger und Siegerinnen im Reichsberufswettkampf begrüßte. „Wir sind stolz darauf, so führte der Reichsjugendführer aus, daß unsere Kameraden und Kameradinnen im Berufswettkampf der ganzen deutschen Jugend und dem ganzen deutschen Volk Ehre gemacht haben. Wir freuen uns mit ihnen darüber, daß sie heute dem Führer ins Auge blicken dürfen, und daß sie als Vertreter der tüchtigsten deutschen Jungarbeiterschaft die Ehre haben, zusammen mit den Arbeiterabordnungen aus dem ganzen deutschen Reich diesen Ehrentag der Arbeit erleben zu dürfen. Wir freuen uns an diesem Tage aber auch darüber, daß unsere große Werbeaktion für das Deutsche Jungvolk zu einem so gigantischen Erfolg geführt hat. Als ich zu Beginn dieses Jahres die Forderung an Euch richtete, Ihr solltet alle Jugend zwischen 10 und 14 Jahren bis Ende des Jahres für das Deutsche Jungvolk werben, konnte ich nicht hoffen, daß wir bereits am 1. Mai feststellen würden, daß im ganzen Reich die Jugend zwischen 10 und 14 Jahren tatsächlich so durchs Jungvolk erfaßt sein würde. Aus den vorliegenden Meldungen der Gebiete der HJ. geht hervor, daß im allgemeinen 90 Prozent aller Zehn- und Vierzehnjährigen erfaßt sind. Aus einigen Gegenden ist die hundertprozentige Erfassung bereits gemeldet worden. Das bedeutet für uns, daß wir in vier Monaten unser Jahresprogramm erfüllt haben.

Der Führer hat uns beauftragt, in diesem Jahr eine große, die ganze Jugend umfassende Organisation zu bilden, die den Namen die

„Reichsjugend"

tragen soll, und Ihr, die Ihr als Führer innerhalb der Hitler-Jugend seit Jahren tätig seid, Ihr sollt die Führung dieser Organisation übertragen bekommen. Mit Eurer unermüdlichen Arbeit für das Jungvolk habt Ihr die Voraussetzungen für den Aufbau dieser großen kommenden Gemeinschaft geschaffen, und ich nehme diese Gelegenheit, um Euch, meinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im ganzen deutschen Reich, den Dank der nationalsozialistischen Bewegung, den Dank der Jugendführung des Reiches für Euren Einsatz auszusprechen. Wir wollen in den kommenden Monaten nun mit neuer Kraft, mit einem noch größeren Einsatz und mit einer noch härteren Bereitschaft unserem Führer dienen, damit am nächsten 1. Mai wir ihm melden können:

Alle Jugend des deutschen Reiches steht unter unserem Befehl und marschiert hinter unseren Fahnen."

Nach der Rede des Reichsjugendführers intonierte der Musikzug des Gebietes Berlin, der in Stärke von 200 Mann mit seinem Dirigenten Bannführer Schumann vor der Haupttribüne angetreten war, das Lied: „Tritt heran, Arbeitsmann", das von der Jugend als Bekenntnis zur schaffenden Arbeit mitgesungen wurde.

Jungen und Mädeln an, daß sie am liebsten dem Wagen entgegengestürmt wären, um den Führer aus nächster Nähe zu sehen. Aber in mustergültiger Form blieben sie auf ihren Plätzen und grüßten den Führer immer wieder von neuem mit begeisterten Heilrufen.

An der Haupttribüne empfing Baldur von Schirach den Führer, der dann die Ehrengäste begrüßte. Mit dem Führer kamen der Reichsführer der SS., Himmler, Reichspressechef Dr. Dietrich, sowie seine Adjutanten Obergruppenführer Brückner, Brigadeführer Schaub und Oberstleutnant Hoßbach.

Als der Führer nun, allen sichtbar, an das Mikrophonpult herantrat, da begrüßte ihn die Jugend noch einmal mit unbeschreiblicher Begeisterung.

Der Jubel verebbte erst, als der Reichsjugendführer „Stillgestanden" gebot und dem Führer meldet: „Mein Führer, ich melde Ihnen Ihre Jugend". Der Führer grüßte mit einem lauten „Heil" und wie ein hunderttausendfaches Echo erklang es donnernd wieder zurück: „Heil". Schnurgerade ausgerichtet standen die Jungen in der Arena und lautlose Stille herrschte nach diesem Gruß. Erst nach dem Kommando: „Rührt Euch", brach die ungeheure Begeisterung der Jugend wieder mit elementarer Kraft hervor, bis schmetternde Fanfarenklänge Schweigen geboten. Die 80 000 Jungen und Mädel sangen darauf das weihevolle Lied der Jugend „Aufhebt unsere Fahnen" von Fritz Sotke.

Als der Reichsjugendführer dann verkündete:

„Es spricht unser Führer",

klangen erneut die Heilrufe auf, aber dann war es ganz still im Rund, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen die Jungen und Mädel den Worten des Führers.

Nach dem Sieg-Heil des Führers auf das deutsche Volk und das deutsche Reich sangen die Zehntausende das Lied der Hitler-Jugend „Vorwärts, vorwärts". Zum Abschluß brachte der Reichsjugendführer ein Sieg-Heil auf den Führer und das deutsche Volk aus, in das die Jugend machtvoll einstimmte. Und noch einmal war nun das Stadion ein einziges Meer jugendlicher Begeisterung, als der Führer dann wieder durch einen Wald von ausgestreckten Fahnen durch die frei gelassene Fahrbahn das Poststadion verließ. Mit dieser Symphonie der Begeisterung von Zehntausenden deutscher Jugend fand die Kundgebung ihren Abschluß.

Die Jugend hört Dr. Goebbels

Jugend des Glaubens — Jugend der Tapferkeit

Nachdem das Lied verklungen war, ergriff der Gauleiter von Groß-Berlin, Reichsminister Dr. Goebbels, das Wort. In seiner Rede führte er, nach einer Begrüßung der ganzen deutschen Jugend, aus:

„Es ist schon fast Tradition geworden, daß wir den Nationalfeiertag des deutschen Volkes mit der Jugend beginnen. Denn an diesem Tage soll die Jugend unseres Volkes gefeiert werden, weil dieser Tag das Symbol der ewigen Erneuerung der deutschen Nation ist.

Diese Jugend hat es leichter, als wir es einmal gehabt haben. Denn während wir in unseren jungen Jahren heiß und leidenschaftlich um ein neues Weltanschauungsideal rangen und kämpften, steht Ihr heute wieder auf festem weltanschaulichen Boden.

Unsere Gegner sagten uns früher: Ihr raubt der Jugend ihre Unbefangenheit. Nein, wir haben die Jugend rechtzeitig auf ihre schweren Aufgaben vorbereitet. Man warf uns vor: Ihr politisiert die Jugend. Nein, wir haben sie gelehrt, politisch zu denken. Man sagte uns: Das lernt die Jugend früh genug. Nein, sie kann es nicht zu früh lernen. Sie soll unsere Zeit verstehen lernen, damit sie einmal, wenn wir den Staat abgeben müssen, ihn in ihre starken festen Hände nimmt.

In diesem Sinne, Ihr Jungens und Mädels seid Ihr um diese Morgenstunde hier aufmarschiert. Ihr legt ab ein Bekenntnis zum Volke zum Staate und zum Nationalsozialismus, ein Bekenntnis zum Führer, in dem Ihr die großen Tugenden unseres Volkes, denen Ihr nacheifern sollt und nacheifern wollt, verkörpert seht.

In diesem Sinne beginnen wir den Nationalfeiertag unseres Volkes, als junge Menschen, die von dem Glück erfüllt sind, diese Zeit zu erleben und diese Zeit gestalten zu dürfen.

Wir grüßen das Reich, wir grüßen das Volk, wir grüßen den Führer, Sieg-Heil, Sieg-Heil, Sieg-Heil!"

Der Hitler-Gruß auf Reich, Volk und Führer, den Dr. Goebbels am Schluß seiner Rede ausbrachte, wurde von der Jugend begeistert weitergetragen.

80 000 Jungen und Mädel jubeln ihrem Führer zu

Dann brauste ein einziger, unaufhörlicher Ruf aus hunderttausend Kehlen durch das Stadion: Der Führer war durch das Haupttor in das Stadion gefahren. Aufrecht im Wagen stehend fuhr er langsam auf der frei gelassenen Laufbahn zwischen der Arena und den Rängen mitten durch die Jugend hindurch. Man sah es den

Soldat, Arbeiter und Bauer

Der 1. Mai im Ruhrgebiet — Ein Freudenfest der Volksgemeinschaft

Essen, Wohl den sinnfälligsten Ausdruck nationalsozialistischen Wollens und des Gemeinschaftswillens, der das ganze deutsche Volk durch die sieghafte Kraft des Nationalsozialismus beseelt, fand dieser vierte „1. Mai"-Tag des neuen Reiches im Ruhrgebiet in der starken Teilnahme der Bauern und der Soldaten an den großen Hauptkundgebungen in allen Städten des Reviers. Ein lebendiges, beglückendes Bild Wirklichkeit gewordener Einheit und Volksgemeinschaft erlebte man an diesem Feiertag der Nation. Ueberall in den Städten an Ruhr und Niederrhein hatten sich, festfroh und freudebeschwingt, die Männer aus Hütte und Schacht, die Arbeiter der Faust und der Stirn, vereint mit den Soldaten der jungen deutschen Wehrmacht und den Bauern vom Niederrhein und aus Westfalen, auf festlich geschmückten Plätzen um den Maibaum versammelt zu Kundgebungen der Freude, die zugleich Kundgebungen des Dankes und der Treue wurden für den, dessen Worten man soeben gelauscht hatte. In nie erlebter Einmütigkeit stattete das Volk an der Ruhr, das wie kaum ein anderer Volksteil in heute fast vergessener Zeit unter Klassenkampf und Verhetzung, wirtschaftlichem Niedergang und Arbeitslosigkeit, Besetzung und Brudermord zu leiden hatte, seinem Führer den Dank ab, der es aus tiefster Hoffnungslosigkeit zu neuem Glauben emporführte, der ihm Freiheit und Ehre, Arbeit und Brot gab. In diesem Geist, der alle beherrschte, feierte das Volk an der Ruhr diesen Tag als einen wahren Festtag, als ein Freudenfest der Volksgemeinschaft.

Jubilarehrung bei Krupp

Immer mehr ist es im Industriegebiet in den Jahren seit der Machtergreifung sinnvolle Uebung geworden, am Nationalen Feiertag des deutschen Volkes die Jubilare der Arbeit zu ehren. So fand auch heute, wie bei vielen Werken und Zechen des Reviers, im Schmiedepreßwerk der Kruppschen Fabrik, an dieser machtvollen Stätte deutscher Arbeit, die Kruppsche Jubilarfeier statt. Ueber 600 Mitarbeitern am gemeinsamen Werk konnte der Werksherr Dr. Krupp von Bohlen und Halbach diesmal seinen und der Firma Dank für eine 25jährige treue Mitarbeit aussprechen. Sein Dank galt aber auch dem Führer, der den schaffenden Menschen eine neue ideale Auffassung

Idealistisch, charakterstark und hart

Die Forderungen des Führers an die deutsche Jugend — Seine Rede im Berliner Poststadion

Vor den am Morgen des nationalen Feiertages des deutschen Volkes im Poststadion versammelten 80 000 Jungen und Mädel hielt der Führer folgende Ansprache:

Meine deutsche Jugend!

Selten in der deutschen Geschichte war einer jungen Generation ein so schönes Schicksal beschieden wie euch. Ihr lebt als deutsche Jugend in einem jungen Reich, in einem jungen Reich erfüllt mit einem freudigen Leben, mit einer starken Hoffnung, mit einer unzerstörbaren Zuversicht. Ihr lebt in einem Reich mit jungen, neuen Helden, erfüllt von jungen, neuen Kräften.

Die heutige deutsche Generation hat unendlich viel in der Ueberwindung der deutschen Zersplitterung und Uneinigkeit erreicht: Ueber Stammesunterschiede, künstliche Ländergrenzen und Parteien hinweg hat sich in einer neuen Bewegung sieghaft die Einigung der deutschen Nation vollzogen, ihre Einigung zu einer Auffassung, in einer Idee, und für einen gemeinsamen Lebenskampf. Die Einigung damit aber auch für das Einschlagen eines Weges in diesem Kampf der Einigkeit und Geschlossenheit in allen Handlungen. Ihr erlebt es, meine Jugend, daß zum ersten Male in unserer Geschichte 99 Prozent eines Volkes sich zu diesem Geist der Einheitlichkeit bekannt haben. Ihr habt das Glück, die Jugend, der Nachwuchs dieses Volkes zu sein. Ihr könnt in diesem Volk euer Leben aufbauen und damit selbst wieder Träger des Lebens dieses Volkes in der Zukunft werden.

Die heutige Feier ist der erste Schritt auf diesem Wege zur Geschlossenheit. Was vor wenigen Jahren noch als unmöglich erschien, ist Wirklichkeit geworden: Die Zeit der Ohnmacht, der Ehrlosigkeit unseres Volkes ist auf dieser Welt überwunden. Und Ihr seid Zeugen dieses heroischen Wiederaufstiegs und werdet — das weiß ich — diesen Weg einst fortsetzen. Denn was auch die heutige Generation erreicht hat:

Vieles ist nur sehr schwer und nach vielen Jahrzehnten endgültig zu sichern.

Noch leben wir in einer Zeit, über der die Schatten der Vergangenheit liegen. Noch befinden sich unter uns Millionen von Volksgenossen, die irgendwie erfüllt sind von Vorstellungen, die sie aus dieser Vergangenheit die Gegenwart mit übernommen haben. Es ist nicht so einfach für diese Männer und Frauen, sich so ganz loszulösen von den Einwirkungen ihrer Erziehung, der Beeinflussung früherer Generationen, ihrer eigenen Jugend und ihres eigenen Wachsens. Allein, was dieser Generation vielleicht nicht mehr ganz gelingen kann, das muß euch — und ich weiß es, meine Jugend — das wird euch vollkommen gelingen. Denn ihr kennt diese Vergangenheit nicht mehr, ihr habt das Glück, schon aufzuwachsen in diesem neuen Wollen, in diesem neuen Werden. Ihr tragt schon in eurer Kleidung diesen Einheitsgedanken des deutschen Volkes.

Und wenn wir vor wenigen Wochen erst erlebten, daß sich in diesem Jahre über 90 Prozent des neuen Jahrganges in unserem Jungvolk einfanden, dann wissen wir damit, daß über 90 Prozent dieser Jugend endgültig gewonnen sind, diesem neuen Staatsgedanken, diesem neuen deutschen Volksgedanken und diesen neuen deutschen Idealen.

Was wir von hier nun fordern, meine Jugend, das ist das Folgende: Wir wollen, daß du zunächst eine idealistische Jugend bist. Das, was vielleicht viele besonders in der Vergangenheit nicht begriffen haben, das ist uns ein heiliges Bedürfnis und ein tiefinnerliches Bekenntnis. In der Vergangenheit sagten viele: Wir wollen, daß die Deutschen vernünftig denken und sie verstanden unter Vernunft, daß sie nur ihr eigenes Leben hatten und in ihrem eigenen Leben immer nur die materielle Seite dieses Lebens. Wir verlangen nun von dir, deutsche Jugend, daß du bewußt idealistisch bist, da nur aus dieser idealistischen Grundhaltung heraus eine wirkliche Volksgemeinschaft entsteht.

Wenn jeder nur an sich allein denkt und jeder nur seine Interessen vor Augen hat, dann kann keine Volksgemeinschaft werden. Wir verlangen, daß ihr schon in der Jugend hineinlebt in eine Notwendigkeit, die das spätere Leben gebieterisch erfordert. Es hat jeder nicht an sich allein zu denken, sondern vor allem an die Gemeinschaft, an die Gesamtheit aller Volksgenossen.

Das Leben erfordert von dem Einzelnen ein Aufgeben persönlicher Wünsche, einen Verzicht auf die Erfüllung persönlicher Hoffnungen, aber es ist notwendig, wenn wir jene größere Hoffnung erfüllen wollen, daß unser Volk bestehen soll auf dieser Welt.

Wir verlangen von dir, deutsche Jugend, daß du idealistisch wirst, weil wir der Ueberzeugung sind, daß du nur aus solchem idealistischem Sehen und Empfinden heraus später einmal die Opfer wirst tragen können, die ein Volk immer wieder von den einzelnen Genossen fordern muß. Wir verlangen daher, daß du schon in deiner Jugend lernst, Opfer auf dich zu nehmen, Opfer an deiner persönlichen Freiheit, Opfer an deiner freien Zeit, Opfer an vielen kleinen Genüssen des Lebens; Opfer, indem du Sorgen übernimmst, nicht für den einzelnen, nicht für dich allein, deutscher Knabe und deutsches Mädchen, — sondern für eure kleine und doch so große Gemeinschaft.

Und wir verlangen weiter, deutsche Jugend, daß du charakterstark wirst! Daß du anständig denken lernst, daß du alles das ablehnst, was schändlich ist und immer schändlich sein wird. Wir verlangen, daß du charakterstark wirst, indem du dich zu den Idealen und Tugenden bekennst, die zu allen Zeiten die Grundlagen für große Völker gewesen sind.

Und wir verlangen weiter drittens, daß du hart bist, deutsche Jugend, und hart wirst! Wir können eine Generation von Muttersöhnchen, von verzogenen Kindern nicht brauchen. Was wir benötigen, das sind Knaben und Mädchen, die später einmal tapfere Männer und Frauen sein können. Wir müssen. Wir müssen eine harte Jugend verlangen, damit später einmal, wenn das Leben in seiner Härte an sie herantritt, sie nicht vor dieser Härte kapituliert und schlapp wird.

Und es ist schön, daß unsere deutsche Jugend diesen Weg der Härte geht. Es ist ein unendlich männlicher Zug in ihr. Ich bin glücklich, so über euch hinweg sehen zu können:

Ihr seid die schönsten Nachkommen unserer Vorfahren und seid die schönste Hoffnung für eine starke, kommende deutsche Nation.

Vor allem aber verlangen wir, daß du, deutsche Jugend, in dir schon vorbildlich die deutsche Volksgemeinschaft gestaltest, daß ihr alle lernt, euch mehr und mehr zu einer Gemeinschaft zu verschmelzen und daß ihr lernt, den Wert des Einzelnen zu messen an seinem Verdienst für diese Gemeinschaft, für Eure Gemeinschaft heute und in größerem Sinne für die Gemeinschaft unseres Volkes morgen.

Das erwarten wir von dir, deutsche Jugend, und das erwarten wir besonders an dem Tage, der wie kein anderer unserer deutschen Volksgemeinschaft geweiht ist: am Tage des 1. Mai. Gerade an diesem Tag, der einst das Zeichen des deutschen Zerfalls und der deutschen Uneinigkeit, des deutschen Parteistreites und Klassenkampfes war.

An diesem Tag, da erheben wir unsere Proklamation der neuen deutschen Volksgemeinschaft und führen im Rahmen dieser großen Volksgemeinschaft in allen Gauen des Reiches und in allen Städten dem deutschen Volk unsere Jugend vor. So ist dieser 1. Mai die große Schau der Gegenwart und der Zukunft:

die Gegenwart: das sind die Millionen Männer und Frauen, die an diesem Tage ausmarschieren aus Betrieben und Fabriken, aus Werkstätten und aus Bauerngehöften. Und die Zukunft: das, meine Jungen und meine Mädel, das seid ihr!

Euch besichtigen wir an diesem Tage und sind stolz, euch so zu sehen. Stolz und glücklich zugleich. Stolz, weil ihr unsere Jugend seid, und glücklich, weil wir wissen, daß das Werk, das wir aufgebaut haben, nicht mit unserer Generation stirbt, sondern weiter lebt und weiter leben wird, solange es Deutsche gibt auf dieser Welt.

Und damit will ich euch begrüßen und euch versichern, mit welch großer Freude ich hierher gekommen bin. Ihr seid ein Teil des deutschen Volkes, ein Teil der deutschen Jugend, ein Teil der deutschen Zukunft, aber eine Garantie dafür, daß diese Zukunft so verläuft und verlaufen wird, wie wir sie uns vorstellen.

So wollen wir an diesem 1. Mai uns wieder vereinigen in dem Bekenntnis zu unserem Volk, zu seinem Schicksal, zu seinem Kampf, zu seiner Gegenwart und zu seiner Zukunft, die in euch liegt.

Deutsches Volk und deutsches Reich: Sieg-Heil!

---

von der Arbeit und ihrem Sinn gegeben habe. Ein neuer Geist erfülle heute alle am Produktionsprozeß Beteiligten. Aus unheilvoller Zerrissenheit sei die neue Form einer besseren sozialen Gemeinschaft erstanden und der Boden für eine wahre Arbeitsgemeinschaft aller Schaffenden bereitet worden. Frontgeist im Alltag des Berufes, das bedeute wahre Betriebs- und Volksgemeinschaft.

Preisträger: Carl Fröhlich und Gerhard Schumann

Die Rede des Reichsministers Dr. Goebbels auf der Festkundgebung der Reichskulturkammer zur Verleihung des nationalen Film- und Buchpreises am 1. Mai 1936 im Deutschen Opernhaus zu Berlin

dnb. **Berlin**, 1. Mai. Auf der Festkundgebung der Reichskulturkammer zur Verleihung des nationalen Film- und Buchpreises am 1. Mai 1936 im Deutschen Opernhaus zu Berlin hielt Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels folgende Rede:

Mein Führer! Eure Exzellenz! Meine Volksgenossen und Volksgenossinnen!

Zum vierten Male begehen wir heute den 1. Mai als Nationalfeiertag des deutschen Volkes im nationalsozialistischen Staate. Die ganze Nation vereinigt sich nunmehr bei den großen Maifeiern des Nationalsozialismus zu einem einmütigen, an keinerlei Vorurteil der Klasse, des Standes oder der Konfession gebundenen Bekenntnis zur Arbeit, zu ihrem neuen Wert und Ethos. Das ist der Tag, an dem der Führer vor dem Volke seine Bilanz offenlegt.

Die wirtschaftliche, soziale und politische Bilanz ist in diesem Jahre in größtem Umfange vor einigen Wochen schon vorweggenommen worden, und das Volk hat ihr am 29. März durch einmütiges Bekenntnis seine Zustimmung gegeben. Diese Zustimmung bedarf keines Wortes der Erläuterung. Sie war so spontan, so aus dem Herzen kommend und zu Herzen gehend, daß sie in der Geschichte aller Zeiten und Völker ein Beispiel sucht. Das erscheint um so wunderbarer, als die Bilanzlegung selbst keinerlei unerfüllbare Versprechungen in sich schloß. Sie war hart, nüchtern und sentimentalitätslos. Sie beschränkte sich auf das Wesentliche und ließ mehr Zahlen und Tatsachen als Wunschgebilde und Theorien zu Worte kommen. In ihr war auch die Rechenschaftslegung über die

kulturellen Leistungen

des nationalsozialistischen Regimes enthalten. Sie war Beweis für das heiße Bemühen von Partei, Staat und Volk, dem deutschen Kulturschaffen einen neuen Impuls zu geben und dabei die uns zu treuen Händen anvertrauten Kulturgüter unseres Volkes zu wahren, zu pflegen, zu hüten und sie der ganzen Nation zugänglich und dienstbar zu machen. Lassen Sie mich dieses Bemühen im einzelnen erläutern:

Vier Aufgaben

waren uns bei Uebernahme der Verantwortung auf dem Gebiete der kulturellen Neugestaltung aufgegeben. Wir mußten erstens die kulturschaffenden deutschen Menschen in einer festgefügten Organisation zusammenfassen, um sie einheitlich und diszipliniert zum Wohle von Volk und Staat zum Einsatz zu bringen. Wir mußten zweitens dem deutschen Kulturschaffen die innere Verbindung zu den neuen Werten und Inhalten der deutschen Politik vermitteln und es mit der tiefen weltanschaulichen Klarheit des Nationalsozialismus erfüllen. Wir mußten drittens die Rolle, die der Staat dabei zu spielen hatte, genau und unmißverständlich umgrenzen und zwar dahingehend, daß er selber Kunst weder schaffen konnte, noch ihre geistigen Wachstumsgesetze und Entwicklungsmöglichkeiten einengen, dagegen aber ihr großmütiger und weitherziger Auftraggeber, Anreger und Förderer sein wollte und mußten viertens und letztens dem künstlerischen Schaffen selbst von der Politik her einen heißen und leidenschaftlichen Impuls geben, der immer am Anfang großer kultureller Blütenperioden stand, sie gewissermaßen einleitete, antrieb, ihnen die Richtung und das Ziel zeigte.

Was die erste Aufgabe anbelangt, so kann man mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß sie einer fast endgültigen Lösung zugeführt wurde.

Schwieriger war die zweite Aufgabe. Galt es doch, das künstlerische und kulturelle Leben, das sich bis zur Machtübernahme durch den Führer abseits von der politischen Gestaltung entwickelt hatte, in ein inniges und fruchtbares Verhältnis zum Volke selbst zu erfüllen und ihm damit überhaupt wieder eine Daseinsmöglichkeit und Existenzberechtigung zu geben.

Das deutsche Kulturleben ist heute im ganzen judenrein. Dieser Satz allein birgt ein nicht vorstellbares Maß von Arbeit, von Energie, von weltanschaulicher Festigkeit und geistiger Zähigkeit in sich, beinhaltet Menge von Sorgen und Gefahren verschiedenster Art, ist aber auch ein Beweis dafür, wie tief die öffentliche Meinung in Deutschland der Systemzeit schon gesunken war, daß sie glaubte, die Lösung dieser Aufgabe von vornherein für ausgeschlossen erklären zu müssen.

Es sei an dieser Stelle davor gewarnt, allzu leicht und vorschnell gelegentlich Ausbrüche, die mehr mit gutem Wollen und weniger mit Kunst zu tun haben, schon als Dokumente dieses neuen, im tiefsten Sinne nationalsozialistischen Schöpfungswillens auszugeben und hinzunehmen. Es ist uns Nationalsozialisten nicht möglich, im Grundsatz Kompromisse einzugehen. Der Grundsatz muß unangetastet bleiben, wie oft man auch gezwungen sein mag, zur Erreichung taktischer Ziele taktische Umwege einzuschlagen. Auch für uns leitet sich der Begriff der Kunst immer noch vom Können ab. Der Künstler muß nicht nur das Große wollen, er muß es auch gestalten, er muß ihm Form geben, er muß es dichterisch erfüllen und aus der Vielfalt der verwirrenden Einzelzüge den Wesenszug herauslesen. Schon die bewußte und verantwortungsvolle Pflege der deutschen Sprache ist ein charakteristisches Merkmal jedes künstlerischen Menschen. Die deutsche Sprache ist unser kostbarster und nationaler Besitz. Das Zeitalter der Schlagworte ist vorbei. Wir Deutschen lieben es wieder, ein gutes Ding mit einem guten Wort zu umschreiben. So wie die politischen Menschen heute ernsthaft bestrebt sind, hier vorbildlich zu wirken, so soll sich das ganze öffentliche Leben danach richten. Das gilt vor allem für jene schreibenden Menschen, die die Aufgabe haben, als Kritiker die künstlerische Zeitgestaltung zu prüfen, zu sichten und zu kommentieren.

Wir haben rechtzeitig eingegriffen, als die Gefahr auftauchte, daß das kritische Handwerk mehr und mehr verwilderte, und der Kritiker selbst anfing, sich zum nörgelnden und alles besser wissenden Merker über die Gegenwart aufzuspielen. Der Kritiker muß, wenn er Anspruch darauf erheben will, gehört zu werden, den kritisierten Gegenstand auf das beste kennen. Unerträglich aber wird sein Gebaren wenn er sich aus Bosheit, Ueberheblichkeit und Mangel an Verständnis an einem wirklichen Künstler reibt und ihm, der auf Grund seines besonders leicht empfindlichen Gefühlslebens auch besonders empfänglich dafür ist, durch niederträchtige, in ihrer Böswilligkeit sich immer wiederholende Attacken das Leben verbittert und die Schaffenskraft lähmt. Hier ist es Aufgabe einer planvollen Kulturführung, rechtzeitig einzugreifen und dafür zu sorgen, daß nicht ein Genie zugrunde geht, damit ein Kritiker recht behält.

Damit befinden wir uns schon mitten in der Erörterung der dritten Aufgabe, die der

deutschen Kulturführung

im nationalsozialistischen Staate gestellt ist: der klaren Umgrenzung der Kompetenzen, die der Staat selbst auf dem Gebiete des Kulturschaffens zu erfüllen hat.

Es muß einmal ausgesprochen werden, daß die Kunst nicht mit irgendeinem Wirtschaftsvorgang verglichen werden kann, der meistens sinnlos wird, wenn er sich nicht rentiert. Die Kunst hat sich niemals selbst ernährt.

Sie war immer auf Zuschüsse angewiesen. Sie schafft ja auch Werte, die in ihrem materiellen Umfang kaum abgeschätzt werden können. An der Seite fast jeden großen Künstlers sehen wir, soweit unser geschichtliches Erinnerungsvermögen reicht, meistens den großen Mäzen erscheinen, sei es ein Staatsmann oder Feldherr, ein Papst, König oder Kaiser, ein kunstbegeisterter Fürst oder Privater, der es sich zur Aufgabe macht, zum höheren, im Augenblick zwar nicht erkennbaren Nutzen der Gesamtheit dem Künstler schöpferische Entfaltungsmöglichkeiten zu geben. In dieser Rolle soll auch der nationalsozialistische Staat sich fühlen. Er muß der großzügige und weitherzige Mäzen aller künstlerischen Bestrebungen sein. Unter seinem schützenden Dach sollen die Künstler sich sicher und geborgen fühlen. Er führt den wirksamsten Kampf gegen die noch hier und da übriggebliebenen Reste der Abirrungen deutscher Kunst, indem er ihnen materiell den Lebensfaden abschneidet und seine großen Aufträge auch den Vertretern einer wirklich deutschen Kunstauffassung zuwendet.

Die vom Staate und damit vom Volke ausgeworfenen Summen für die Kunst sollen auch der Kunst und nur der Kunst zugute kommen. Nach diesem Grundsatz sind wir verfahren.

Wir erlebten dabei ein allmähliches Wiederaufblühen des zeitgenössischen Musikschaffens, die ersten Denkmäler nationalsozialistischer Baukunst gehen in München der Vollendung entgegen, auf 351 deutschen Theaterunternehmungen wird wieder deutsche Bühnenkunst gepflegt, ein deutsches Schrifttum ist im Werden begriffen, eine deutsche Presse vertritt unter einheitlichem geistigen Ansatz deutsche Volksinteressen, ein deutscher Rundfunk mit fast acht Millionen Hörern gibt dem ganzen Volke Entspannung, Unterhaltung und geistige und weltanschauliche Ausrichtung, ein deutscher Film hat sich siegreich wieder durchgesetzt und beginnt aufs neue die zum Teil verlorenen Positionen im Ausland zurückzuerobern.

Von der Politik her — und das war unsere vierte Aufgabe — haben wir dazu den Impuls gegeben. Heute befinden wir uns bereits wieder in aufsteigender Linie. Die Künstler der Gegenwart haben mehr und mehr einsehen gelernt, daß sie nicht Stoffe und Personen der Jetztzeit darstellen brauchen, wenn sie Geist und Rhythmus dieser Zeit darstellen wollen. Wir wollen vielmehr aus der Gegenwart die Vergangenheit und aus der Vergangenheit die Gegenwart begreifen lernen. Hier liegt die Aufgabe der zeitgenössischen Kunst:

Die unsterbliche Seele unseres Volkes und unserer Rasse dichterisch und künstlerisch aus Vergangenheit und Gegenwart emporsteigen zu lassen und aus ihrem immerwährenden Wirken die Kraft für die Zukunft zu schöpfen und zu vermitteln.

Diese Feststellungen mußten bei der Rechenschaftslegung am 1. Mai dieses Jahres getroffen werden. Denn hinter den Zahlen, die wir so oft zur Erhärtung unserer Erfolge ausweisen, stehen die Ideen, stehen Richtung, Tendenz und Ziel. Es ist uns in der Tat gelungen, das Volk zur Kunst aber auch die Kunst zum Volke zurückzuführen.

Carl Fröhlich — Gerhard Schumann

Damit komme ich zur

Verkündung der beiden Nationalpreise für Film und Buch,

die für das Jahr 1935-36 am 1. Mai von der Reichsregierung ausgeteilt werden. Sie haben, wie es in ihrer Gründungsurkunde heißt den Zweck, jene beiden Werke aus der Film- und Buchproduktion des Jahres zu krönen, die, aus dem Geiste unserer Zeit heraus geschaffen, in höchster künstlerischer Vollendung dem Geist wie der Zeit lebendigsten und plastischsten Ausdruck geben.

Eine Reihe von Filmen der letztjährigen Produktion konnte mit besonderen Prädikaten ausgezeichnet werden. Das höchste Prädikat „staatspolitisch und künstlerisch besonders wertvoll" erhielten die Filme: „Friesennot", „Der höhere Befehl" und „Traumulus". Sie sind damit in die engere Wahl zum Filmpreis dieses Jahres gekommen. Als „künstlerisch wertvoll" haben die Filme „Fährmann Maria", „Mazurka", „Pygmalion", „Viktoria" und „Wenn der Hahn kräht" Anspruch auf besondere Beachtung.

Der nationale Filmpreis 1935-36 wurde dem Mitglied des Reichskultursenates, Regisseur Carl Fröhlich für seinen Film „Traumulus" zuerkannt.

Besonders lobende Erwähnung verdient in der Beurteilung dieses Films die darstellerische Leistung aller Mitwirkenden, unter denen Emil Jannings als ein besonders begnadeter Schauspieler und Menschengestalter hervorragt. Seine Meisterleistung im „Traumulus" reiht sich würdig seinen früheren großen Schöpfungen auf dem Gebiete der Darstellungskunst an.

Der nationale Buchpreis 1935-36 wurde dem Mitglied des Reichskultursenates, SA-Obersturmbannführer Gerhard Schumann aus Stuttgart für seinen Gedichtband „Wir aber sind das Korn" zuerkannt.

Wiederum und zum dritten Male konnten wir damit unter Zustimmung aller zur Preisverteilung herangezogenen Gutachter einen Vertreter der kämpfenden nationalsozialistischen Bewegung auszeichnen.

Ich glaube, mich zum Dolmetsch des ganzen deutschen Volkes zu machen, wenn ich den beiden preisgekrönten Künstlern meine herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck bringe. Sie haben für ihr Schaffen die höchste Ehrung erfahren, die die deutsche Nation auf diesem Gebiete zu vergeben hat. Diese Ehrung soll für alle anderen deutschen Künstler Beispiel und Ansporn sein.

Ein Volk sind wir, einem Führer gehorchen wir. Ein Volk der Dichter und Denker, der Arbeiter, Bauern und Soldaten! Und über diesem Volk steht der Mann, der als Dichter den Traum des ewigen Deutschland träumte, der ihm als Denker das geistige Fundament schuf, der ihm als Arbeiter den Segen der Arbeit aufs neue vermittelte, der ihm als Bauer sein tägliches Brot zurückgab und ihm als Soldat die Waffe schmiedete, die Reich, Volk und Nation beschützt. In diesem Sinne grüßen wir ihn. Er ist unsere Hoffnung, unsere Zuversicht.

Vor ihm und uns liegt seine große deutsche Aufgabe, der wir alle hingegeben sind. Wir werden sie meistern, weil er uns mit Kraft und Willen dazu erfüllte.

Eine neue Zeit hat angefangen.
Die Sonne ist wieder aufgegangen über Deutschland!

Berlin. Der Führer und Reichskanzler empfing Donnerstag den italienischen Landwirtschaftsminister Rossoni in einer halbstündigen Unterredung, nachdem der Minister vorher dem Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht einen Besuch abgestattet hatte

Freut euch des Lebens ....

Der nationale Feiertag des deutschen Volkes in Castrop-Rauxel

Der Vorabend

Schon der Vorabend des 1. Mai war in Castrop-Rauxel ganz auf die Losung „Freut euch des Lebens!" eingestellt. Auf den Marktplätzen von Castrop und Ickern, die bereits im Laufe des letzten Apriltages Podiumaufbauten und Fahnenschmuck an grün umwundenen Masten erhalten hatten, wurden von der Hitler-Jugend in frohen Feierstunden zwei „Maibäume" aufgerichtet, deren Kränze mit bunten Bändern geziert waren.



Krause-Castrop.

Lustig flatterten sie im Winde, während die Jungen und Mädel ihn in alten schönen Volksreigen umtanzten. Auf dem Altstadtmarkt wies Hauptlehrer Mühlenstedt auf die Bedeutung des ersten Mai für das deutsche Volk besonders hin.

Weiter brachte der Vorabend des 1. Mai in Castrop-Rauxel noch die angekündigte Feierabendveranstaltung mit der Aufführung der Operette „Der Vetter aus Dingsda" im Wesselschen Saale, über die wir an anderer Stelle der vorliegenden Ausgabe berichten.

Die Jugendkundgebungen am 1. Mai

In aller Frühe durchzogen die verschiedenen Spielmannszüge die Straßen unserer Stadt, mit frohem Klang den Beginn des Freudentages des deutschen Volkes zu verkünden.

Bald prangten alle Häuser der Stadt in Flaggen- und vielfach auch in Grünschmuck. Seitens der Einzelhändler war man der Aufforderung, die Schaufenster mit auf die Bedeutung des Tages hinweisende Plakate zu schmücken, recht zahlreich nachgekommen.

Unter den im Morgenwinde wehenden Hakenkreuzfahnen rückten HJ., BDM. und Jungvolk zum großen Gemeinschaftsempfang zu den beiden Marktplätzen im Norden und Süden unserer Stadt. Als sie dort sich in Reih und Glied ausgerichtet aufgebaut hatten, leiteten Gefolgschaftsführer Piaff und Unterbannführer Schach die Kundgebung ein. Anschließend wurde die Uebertragung aus Berlin angehört, die pünktlich um 8.30 Uhr begann und die Reden des Reichsjugendführers Baldur von Schirach, des Reichsministers Dr. Josef Goebbels und unseres Führers Adolf Hitler brachten, über die wir an anderer Stelle der vorliegenden Ausgabe berichten.

Der Aufmarsch der Schaffenden

Zu den festgesetzten Zeiten begann im Norden und im Süden unserer Stadt der Aufmarsch der Schaffenden zu den beiden Kundgebungsplätzen in der Altstadt und in Ickern. Die Teilnahme am Aufmarsch war sowohl im Norden als auch im Süden so groß, daß er zum bestimmten Zeitpunkte noch nicht beendet war und der Beginn der dem Gemeinschaftsempfang aus Berlin vorausgehenden Ortsgruppenfeiern eine kleine Verzögerung erfuhren. Die diesmalig zum ersten Male durchgeführte Teilung nach den Ortsgruppenbezirken fand vor allem bei den älteren Arbeitern der Faust und Stirn Anklang, da sie ihnen den vielfach weiten An- und Abmarschweg zur Kampfbahn ersparte und somit mehr von der Freizeit des 1. Mai gab.

Die Feierstunde auf dem Ickerner Markt

Die Kundgebung im Norden unserer Stadt wurde mit einem Fanfarenmarsch des Spielmannszuges der HJ. und einem Mailied der Singschar der HJ. und des BDM. eröffnet. Nach der von einem Hitlerjungen gut gesprochenen Hymne von Gerhard Schumann ergriff

Ortsgruppenleiter Wegner

das Wort zu einer Ansprache. Er zeigte zunächst den gewaltigen Unterschied in den Maifeiern von heute und von einst auf. Damals sei der 1. Mai ein Tag des Unfriedens und des Hasses gewesen, heute sei er zum Freudenfest der Volksgemeinschaft aller Schaffenden des deutschen Volkes geworden. Nicht mehr sei unser Volk durch Parteien und Gewerkschaften, durch Klassen- und Standesgruppierungen zerrissen, sondern es stehe einig und geschlossen hinter dem Führer, der Deutschland aus dem Chaos der Zwietracht und des Zerfalls zur Einheit, zu Freiheit, Ehre und Stärke geführt habe.

An die Ausführungen des Ortsgruppenleiters schloß sich der Gemeinschaftsempfang des Staatsaktes im Berliner Lustgarten. Als der Führer seine Rede mit einem dreifachen Sieg-Heil auf das deutsche Volk und das Deutsche Reich beendete, stimmte die große Volksmenge, die den Marktplatz in Ickern anfüllte und umsäumte, spontan mit ein.

Nach Schluß der Uebertragung sprach noch der

Stellv. Kreisleiter Vogt

Er führte aus: Deutschlands bester und bester Arbeiter, unser Führer, hat gesprochen. Auf dem Platze hier wird niemand sein, der nicht mit ihm einig geht. Mit stolzer Freude können wir auch im Norden von Castrop-Rauxel die Feststellung machen, daß die Volksgemeinschaft immer fester wurzelte, so daß damit auch hier der feste Grund gelegt ist, die nationalsozialistische Weltanschauung der Verwirklichung zuzuführen. Zwar ist der Weg bis zur endgültigen Beseitigung aller wirtschaftlichen Nöten noch weit. Es wird noch viele Mühen und Opfer kosten. Aber wir werden s zwingen, wenn wir treu und einig mit unserem Führer gehen. Dann werden auch die berechtigten Wünsche der Volksgenossen, die nicht gegen das Volksganze sich richten, mit der Zeit ihre Verwirklichung finden. Unser aller Pflicht ist es, mitzuhelfen, daß das schöne Wort „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen" in Erfüllung geht.

Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer und den gemeinsamen Gesang des Horst-Wessel-Liedes und des Liedes der Deutschen nahm die Kundgebung ihr Ende.

Der Festakt auf dem Altstadtmarkt

Um 11.30 Uhr rückten vom Viehmarktplatz bzw. von den Betriebsstätten die einzelnen Kolonnen der Arbeiter der Stirn und Faust unter flotten Marschweisen der sie begleitenden Musik- und Trommlerkorps auf den Castroper Altstadtmarkt, auf den im angenehmen Gegensatz zu den letzten feuchtkalten Wochen eine warme Frühlingssonne herab schien.

Fanfarenstöße der HJ. leiteten den Festakt ein, der zunächst die Ortsgruppenfeier und anschließend die Uebertragung vom Berliner Staatsakt aus dem Lustgarten brachte.

Unter den Klängen des Badenweiler Marsches rückten die 12 Fahnenabordnungen vom Reiterbrunnen, an dem sie sich zunächst gesammelt hatten, zur vor dem Postgebäude errichteten Ehrentribüne.

Ein Festspruch, Musikstück und ein Sprechchor, der den Sinn der Feier des 1. Mai zum Inhalt hatte, leiteten zu der Ansprache über, die

Kreisleiter und Oberbürgermeister Dr. Anton

hielt. Er führte u. a. aus: Wieder ist ein Jahr nationalsozialistischer Aufbauarbeit vergangen. Wieder müssen wir uns fragen, ob wir im abgelaufenen Jahre unsere Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Ich denke bei der Pflicht nicht allein an die Pflichterfüllung am Arbeitsplatz im materiellen Arbeitsvorgang, sondern auch an die Pflichterfüllung im Verkehr mit den Arbeitsgenossen, wobei es gleich ist, ob es sich um Führer oder Gefolgschaftsangehörige handelt.

Mit Befriedigung kann festgestellt werden, daß wir in dieser Hinsicht auch in Castrop-Rauxel im verflossenen Jahre ein gutes Stück voran gekommen sind.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß in allen Betrieben unserer Stadt der ehrliche Wille zur Betriebsgemeinschaft und damit zur wahren Volksgemeinschaft herrscht. Daß trotzdem noch hin und wieder Auseinandersetzungen vorkommen, ist verständlich, wenn man bedenkt daß wir erst drei Jahre nationalsozialistischer Staatsführung hinter uns haben, und daß wir alle ohne Ausnahme aus einer Vergangenheit kommen, in der der Klassenkampf von links und rechts sozusagen zum guten Ton gehörte.

Erst die nach uns kommende Generation wird dank der nationalsozialistischen Erziehungsarbeit frei von derartigen Hemmungen und Schlacken sein und das nationalsozialistische Ideengut rein und voll zur Geltung bringen können und damit den Sieg Adolf Hitlers krönen und vollenden.

Unser Leben wird ein ständiger Kampf sein, daß das Gute sich allmählich herauschält und zum Siege kommt. Aber der Kampf in diesem Sinne dient der Gemeinschaft und damit dem Frieden auf den Arbeitsplätzen.

Wer offenen Auges und mit klarem Verstand Rückblick und Umschau hält, muß dankbar das bisher Erreichte anerkennen. Um den Wandel zum Besseren recht würdigen zu können, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, welche Reibungen und Unruhe früher auf den Arbeitsplätzen herrschten. Ich erinnere nur an die traurige Tatsache, daß in Castrop-Rauxel im Jahre 1912 Militär eingesetzt werden mußte, um die durch Streikhetze gestörte Ruhe wiederherzustellen. Durch die namentlich in der Nachkriegszeit sich immer schneller folgenden Streiks wurden Millionenwerte vernichtet und der deutschen Volkswirtschaft entzogen.

Heute herrscht in Deutschland Wirtschaftsfriede, gestreikt wird nur noch außerhalb der Reichsgrenzen, wo die Freimaurerei und die Juden herrschen, und die Völker noch nicht die volksschädigende Tätigkeit dieser Faktoren erkannt haben.

So hat unser westlicher Nachbar für eben diesen 1. Mai, der das deutsche Volk zur Nationaltagsfeier vereint, zum Generalstreik aufgerufen! Das Volk steht noch dort wo wir 1933 standen, die wir aber jetzt — Gott sei dank — überwunden haben. Wir hegen die Hoffnung, daß auch in Frankreich noch Einsicht und Vernunft siegen. Dann wird es auch zwischen ihm und Deutschland endlich zum wahren Frieden kommen können, der dann die Grundlage für den Frieden in Europa bilden wird.

Jetzt herrscht in unserem Erdteil, wie überhaupt in der Welt der Kampf zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus. Heute sind wir Deutsche noch das einzige nationalsozialistisch geführte Volk. Wie bei uns so

darf es nirgendwo ein Kompromiß mit dem Bolschewismus geben, wenn die Welt zur Ruhe und Ordnung kommen soll.

Nationalsozialismus und Bolschewismus stehen einander als unversöhnliche und unerbittliche Gegner gegenüber. Sie sind wie Wasser und Feuer nicht vereinbar.

Wer anerkennt, was in Deutschland seit 1933 an Wiederaufbauarbeit geleistet worden ist, der kann nichts anderes tun, als sich freiwillig und opferbereit in die gewaltige Front der Kämpfer für den Nationalsozialismus einreihen, der muß sich zur Mithilfe am weiteren Wiederaufbauwerk verpflichtet fühlen, das uns und insbesondere auch unseren Nachkommen Leben und Zukunft sichert.

Wir alle wollen auf die Berufung zu dieser Mitarbeit stolz sein, aber auch gern bekennen, daß niemand da ist, der mehr leisten kann und mehr geleistet hat für unser deutsches Volk und Vaterland als unser Führer Adolf Hitler.

Wir haben alle die Pflicht, uns auf ihn auszurichten, da gleichgerichtete Kräfte größere Leistungen zu vollbringen vermögen als auseinanderstrebende. Dadurch gewinnen wir vor den anderen Völkern einen Vorsprung, der es uns erleben läßt, daß Deutschland wieder den Platz an der Sonne bekommt, der ihm gebührt.

Diese Ausführungen ernteten lauten Beifall. Nach einem weiteren Sprechchor „Einer für alle, alle für einen" begann

der Gemeinschaftsempfang des Berliner Staatsaktes

mit der Ansprache des Reichsministers Dr. Josef Goebbels und des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley und der großen Rede des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler.

Der Festakt auf dem Castroper Altstadtmarkt klang aus mit einem dreifachen, vom Ortsgruppenleiter Tollkamp ausgebrachten Sieg-Heil auf den Führer, dem gemeinsamen Gesang der Nationalhymnen und dem Ausmarsch der Fahnenabordnungen.

„Freut euch des Lebens ..."

Am Nachmittag und Abend fanden im ganzen Stadtbezirk überall die üblichen Feiern der Gefolgschaften der einzelnen Betriebe statt, bei denen sich die Schaffenden der Stirn und Faust meist auch mit ihren Angehörigen in kameradschaftlicher Weise zu fröhlichen Stunden unter der Losung des Tages „Freut euch des Lebens" vereinten.

Weitere Veranstaltungen dieser Art werden der Samstag und Sonntag bringen, da infolge der räumlichen Verhältnisse nicht alle Betriebsgemeinschaften am gleichen Tage feiern konnten. Den Abschluß werden die Gastwirtschaftsangestellten am Montag mit ihrer bereits angekündigten Feier bei Richter bilden.

Olympische Flagge in Castrop-Rauxel gehißt

Die Olympia-Werbeschau im Städt. Heimatmuseum eröffnet

Am Samstagmittag 12 Uhr war den Vertretern der Presse Gelegenheit geboten, die an dieser Stelle bereits mehrfach angekündigte Olympia-Werbeschau zu besichtigen. Die Führung hatte der örtliche Sachbearbeiter des Amts für Sportwerbung, Stadtsekretär Helmut Neidhardt, der Leiter des Städtischen Nachrichten- und Verkehrsamtes übernommen, der auch für die Beschaffung und den Aufbau des überaus reichhaltigen Materials verantwortlich zeichnet.

Die Olympia-Werbeschau ist als dritte städtische Sonderschau im Ausstellungsraum 1 des Heimatmuseums untergebracht. Der bereits bei den beiden vorherigen Ausstellungen („Alte Heimatphotos" und „Notgeld") bestens bewährte äußere Rahmen des Aufbaues wurde auch diesmal beibehalten, so daß den regelmäßigen Besuchern der Sonderschauen das Zurechtfinden sehr erleichtert ist.

Der gesamte Raum wird beherrscht von den riesigen Lettern des Wortes „Olympia", das flankiert und gekrönt von den fünffarbigen olympischen Ringen die fensterlose Längswand schmückt. Daneben fallen den Besuchern vor allm die übersichtlich an den Wänden gruppierten einheitlich gerahmten 19 Großphotos von den gewaltigen Bauten auf dem Reichssportfeld in Berlin ins Auge, sowie der große farbige Steindruck der alten klassischen Kampfstätte von Olympia. Gleich am Beginn des Rundgangs hängt ein Ausspruch des Leiters des Olympischen Komitees, Baillet-Latour, über die Bedeutung und den Sinn der modernen olympischen Sportwettkämpfe. Bildliche Darstellungen aus der Zeit der Olympischen Spiele der alten Griechen schließen sich an. Hier fehlt auch nicht ein Photo vom heutigen Dorf Olympia.

Ein weiteres Schriftplakat unterrichtet über die Wiedergeburt der Olympischen Spiele im Jahre 1896. Dann folgen in buntem Wechsel Bilder aus der Geschichte der modernen Olympischen Spiele mit entsprechender Beschriftung. In dieser Sammlung sind die 10. Olympischen Spiele, die 1932 in Los Angeles in USA. abgehalten wurden, besonders ausführlich behandelt worden, um einen Ueberblick über den Gesamtaufbau des heutigen größten Weltsportkampfes zu bieten.

Recht gut sind auch die Vorbereitungen für die 11. Olympischen Wettkämpfe in Berlin in Bild und Schrift vertreten. U. a. sieht man hier auch eine genaue kartographische Darstellung des Berliner Reichssportfeldes, weiter die Bilder der führenden Männer der Berliner Olympischen Spiele, sowie Ausschnitte aus der umfangreichen amtlichen Propagandaarbeit für den Sport im allgemeinen und die Olympischen Spiele im besonderen.

Unter dem großen Adler an der Rückwand des Ausstellungsaales haben, in Form der „Olympischen Glocke" gelegt, die Fahnen der 49 Staaten, die bisher ihre Beteiligung zulagten, Platz gefunden; daneben sieht man 8 der 19 fremdsprachlichen Werbeschriften, die von Deutschland aus in alle Welt gingen, um aller Aufmerksamkeit auf die 11. Olympischen Spiele zu lenken.

Schülerarbeiten des hiesigen Städt. Realgymnasiums schließen sich an. Diese Plakatentwürfe zeigen, wie sehr auch unsere Jugend vom olympischen Gedanken beseelt ist. Darüber sieht man interessante statistische Angaben über die bisherigen Olympischen Spiele.

Dann folgen Bilder von den Olympischen Winterspielen, die vor wenigen Wochen in Garmisch-Partenkirchen stattfanden. Eine vollständige Sammlung aller bisher aus Anlaß von olympischen Spielen herausgegebenen Briefmarken schließt sich an. Die Marken sind alle ungebraucht und besitzen teilweise schon recht erheblichen Wert.

Den Abschluß dieser Reihe bildet eine Auswahl von Bildern deutscher Olympia-Anwärter, die gewiß besonderem Interesse begegnen dürfte.

Die Mittelvitrine des Raumes enthält zunächst eine Reihe von Sieger- und Ehrenpreisen, die von Castrop-Rauxeler Turn- und Sportvereinen bei bedeutenderen Wettkämpfen „geholt" wurden. Auch den Ehrenbrief, den die Deutsche Turnerschaft i. Jt. dem „Castroper Turnvater", Konrektor a. D. Hoof, ausstellte, ist hier zu sehen. Besonderes Interesse dürften auch die Urkunden und Plakate der heimischen Keglerin Frl. Luise Stehmann finden, die bekanntlich mehrfach deutsche Kegelmeisterin wurde.

In der Vitrine sind weiter auch die Porzellan-Nachbildungen der Olympia-Glocke untergebracht, die im offiziellen Auftrage von der Berliner Staatl. Porzellan-Manufaktur hergestellt wurden und die an Ort und Stelle im Museum käuflich zu erwerben sind. Daneben sind noch weitere künstlerisch wertvolle Plaketten und Olympiaandenken der Staatlichen Porzellan-Manufaktur von Nymphenburg in Bayern und vom sächsischen Lauchhammer-Werk zur Ausstellung gekommen. Vom letztgenannten Werk stammt auch ein schöner Bronzekopf des Führers von H. J. Pagels, dessen Erwerb für das Städt. Museum vorgeschlagen sei, sowie eine große Bronzeplastik „Läufer". Auch große Porzellanplastiken sind auf der Ausstellung vertreten.

Die neue Bildkarte

des Städt. Heimatmuseums für den Monat Mai steht naturgemäß ebenfalls im Dienste der Werbung für die Olympischen Spiele. Sie zeigt in der von Günther Karkosla geschaffenen Photomontage des Castrop-Rauxeler Stadtwappens und die Olympische Glocke über dem Gemälde von J. A. B. Jan „Mister Toole schickt ein Sextett auf die Reise". Dieses schöne Bild vom Castroper Rennen, das bekanntlich ein Geschenk der Familie Mulvany an die Stadt anläßlich ihrer 100-Jahrfeier darstellt, hängt jetzt im Ausstellungsraum an der Eingangswand.

Hervorgehoben sei, daß man auch bemüht war, den Museumsflur freundlicher zu gestalten, indem man einige Abänderungen traf, die bis zur endgültigen Formgebung des Flures beibehalten werden sollten.

Nach Abschluß der Vorbesichtigung durch die Presse wurde vor dem Museumsgebäude die große weiße Flagge mit den fünf Olympischen Ringen gehißt und damit diese Olympia-Werbeschau der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die Ausstellung ist wie das Heimatmuseum selbst für 10 Pfg. am Samstag und Mittwochnachmittag von 15 bis 19 Uhr und Sonntags von 10 bis 13 Uhr geöffnet.

Hoffentlich findet auch diese dritte Sonderveranstaltung des Städtischen Heimatmuseums die wohl verdiente Beachtung aller Kreise der Bevölkerung. Insbesondere aber seien alle Sportfreunde unserer Stadt zum Besuch recht herzlich eingeladen.

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, den 3. Mai 1936.

Die Kirchen und der 1. Mai

Anläßlich des 1. Mai, des Nationalfeiertages des Deutschen Volkes, läuteten am Morgen die Glocken der hiesigen Kirchen. Auch fanden in den Kirchen beider Konfessionen Festgottesdienste am Donnerstag abend bzw. am Freitag vormittag statt. In der ältesten Kirche unserer Stadt, in St. Lamberti, wurde um 8 Uhr ein feierliches Levitenamt unter Assistenz des Hochw. Herrn Weihbischofes Augustinus Baumann gehalten.

Achtung! NSG. „Kraft durch Freude"-Rollschuhkursus

Die nächste Uebungsstunde findet am heutigen Sonntag, dem 3. Mai, nachmittags von 3 bis 5 Uhr im Saale Degwer auf Schwerin statt.

Gleichzeitig wird darauf aufmerksam gemacht, daß der 2. Kursus nicht mehr bei Baack, Wittener Str., sondern auch im Saale Degwer auf Schwerin stattfindet, und zwar am Montag, dem 4. Mai, abends von 8 bis 10 Uhr. Weitere Anmeldungen werden dort entgegengenommen.

Kostenlos nach Frankfurt und an den Rhein

Die Landesbauernschaft Westfalen teilt mit: Wem es gelingt, zu den bisher gemeldeten Teilnehmern an den Sonderzügen der Landesbauernschaft nach Frankfurt noch 15 neue Teilnehmer aus einer Ortsbauernschaft zu melden, erhält von der Landesbauernschaft Westfalen eine Freikarte. Die Meldungen sind bis spätestens 5. Mai an die zuständige Kreisbauernschaft zu geben. Der Betrag für die Fahrten ist bei der Bestellung zu bezahlen.

Wichtig für Unternehmer von Güterfern- und Nahverkehr

Der Polizeipräsident in Bochum teilt mit: Nach § 9 der Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über den Güterfernverkehr mit Kraftfahrzeugen vom 27. 3. 1936 (RGBl. I S. 315) in Verbindung mit der Anordnung des Reichs- und Preußischen Verkehrsministers vom 30. 3. 36 (RVBl. B. S. 70) muß jedes Kraftfahrzeug, das im Güterfernverkehr oder im Güternahverkehr (Umkreis von 50 km gerechnet vom Standort des Kraftfahrzeuges aus) verwendet werden soll, von dem Unternehmer bei der Zulassungsstelle für Kraftfahrzeuge bis 1. 6. 1936 angemeldet werden. Zulassungsstelle ist für die Stadtkreise Bochum, Wattenscheid und Witten der Polizeipräsident in Bochum, für die Stadtkreise Herne, Wanne-Eickel und Castrop-Rauxel das Polizeiamt in Herne.

Küchenzettel für die Woche vom 4. bis 10. Mai 1936

Mitgeteilt vom Deutschen Frauenwerk, Gau Westfalen-Süd, Abtlg. Volkswirtschaft — Hauswirtschaft

Montag: Reste vom Sonntag und Butterkohl.
Dienstag: Fischgulasch, Kartoffeln, Rhabarbergrütze mit Vanilletunke.
Mittwoch: Wurzeln, Kartoffeln als Eintopf, Fleisch im eigenen Saft.
Donnerstag: Kerbelsuppe, Kartoffelklöße mit Specktunke.
Freitag: Fischsuppe, Haferflockenauflauf mit Marmeladentunke.
Samstag: Stielmus und Kartoffeln.
Sonntag: Tomatensuppe, Kalbsbraten mit Erbsengemüse, Kartoffeln (Verwendung von Konserven), Stippmilch.

Lokaler Sport

Runde der westf. Bezirksklassen-Zweiten

Spielplan der ersten Serie

Von den sechs Gruppen des Gaues Westfalen macht der Vertreter der Bielefelder Gruppe, Arminia Bielefeld, nicht mit, so daß nur fünf Mannschaften den Kampf der Tabellenzweiten austragen.

Es sind folgende: Gruppe Dortmund: T. u. B. Mengede; Gruppe Gelsenkirchen: Castrop 02; Gruppe Recklinghausen: Rheine 09; Gruppe Bochum: SC. Dahlhausen; Gruppe Arnsberg: Siegen 07. Am kommenden Sonntag steigen bereits die ersten Begegnungen.

Es spielen:

3. Mai: Rheine 09 — TuB. Mengede, Siegen 07 — SC. Dahlhausen.
10. Mai: Castrop 02 — Rheine 09, TuB. Mengede — Siegen 07.
17. Mai: SC. Dahlhausen — Castrop 02, Rheine 09 — Siegen 07.
21. Mai: Siegen 07 — Castrop 02, SC. Dahlhausen — TuB. Mengede.
24. Mai: Castrop 02 — TuB. Mengede, SC. Dahlhausen — Rheine 09.

Germania Herne — Castrop 02

Samstagabendspiel

Wie in der Donnerstag-Ausgabe bereits kurz mitgeteilt wurde, spielen die Tabellenzweiten der Bezirksklasse des Gaues Westfalen eine Runde im Hin- und Rückspiel unter sich. Daß diesen Spielen, welche wohl meisterschaftlichen Charakter tragen, praktisch in Bezug auf Aufstieg in die Gauliga keinerlei Bedeutung beizumessen ist, versteht sich von selbst.

Um nun für diesen Kampf bestens gerüstet zu sein, messen die Castroper am heutigen Samstag ihre Kräfte mit den Germanen in Herne.

Da es in diesem Jahre nicht ganz zur Meisterschaft gelangt hat, scheinen einige Spieler die Lust verloren zu haben und nicht mehr mittun zu wollen. Dieses Verhalten ist aber bestimmt nicht angebracht. Man wird eben wieder von vorne anfangen und das in der verflossenen Spielzeit dazu Gelernte verwerten. Im heutigen Spiel muß man neue und jüngere Kräfte ausprobieren, um bei Beginn der „Runde der Zweiten" gut gewappnet zu sein.

Die Elf der Castroper wird nun in Herne auf einen Gegner stoßen, der ihr vollen Einsatz abtrotzen wird. Man weiß es von früher, daß die Herner Germanen für die Castroper stets ein schwerer Gegner waren. Trotz des Klassenunterschiedes sind beide Gegner als gleichstark anzusprechen.

Castrop 02 1. Jgd. — VfL. Habinghorst 1. Jgd.

Samstag:

Castrop 02 1. Schüler — VfL. Habinghorst 1. Schüler.

Arminia Marten — Germania Bochum

Im vierten Pokalspiele trifft Marten auf einen Gegner von Klasse. Der Gegner gehört zu der Spitzengruppe der Gauklasse. Seine Erfolge verdankt der Verein in erster Linie seiner ungekünstelten forschen Spielweise. Es ist bekannt, daß Marten gegen große Vereine immer auch große Spiele gezeigt hat. Trotzdem dürfte das Uebergewicht der Gäste doch so groß sein, daß Marten zufrieden sein kann, wenn der Torunterschied nicht allzugroß wird. Oder sollte Marten für eine gleiche Ueberraschung sorgen, wie in dem Kampf gegen Union Recklinghausen-Süd?

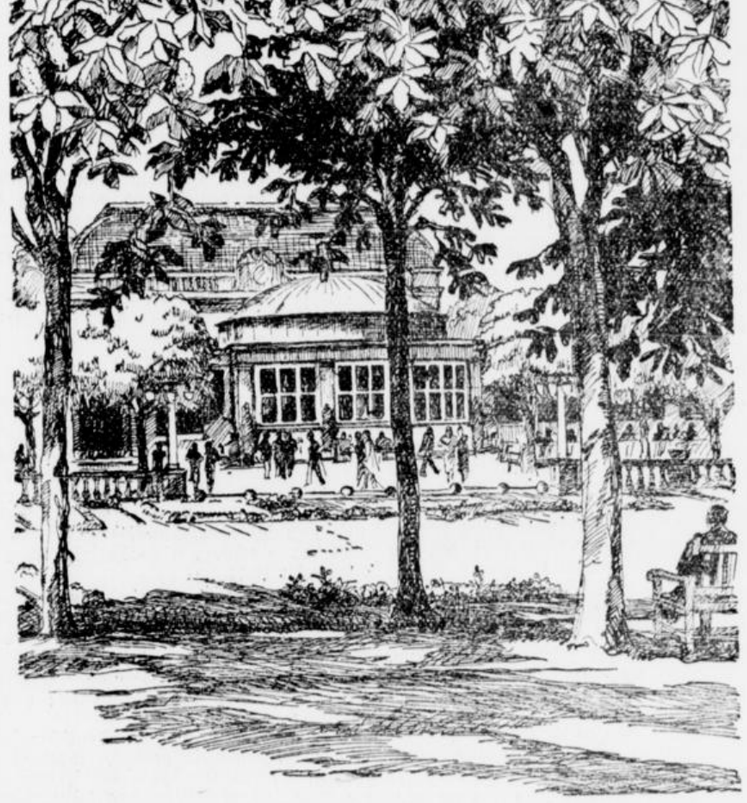


Photo: Kurverwaltung (M)

Bad Salzuflen: Vor dem Kurhause

Schöne Frühlingstage in Bad Salzuflen am Teutoburger Wald

Mit reizvoller Anmut und in einem besonderen Lebensrhythmus offenbart sich in der lippischen Kurstadt von Ruf und Tradition der deutsche Frühling. Wir verspüren ihn sanft und zart in dem ersten Grünen und Blühen des von ordnender Meisterhand geschaffenen Kurpark, mächtig und temperamentvoll in dem zu neuem Werden sich anschickenden Wäldern des umgebenden Teutoburger Landes.

Eine Frühjahrskur in Bad Salzuflen vermittelt doppelte Werte. Dem Herz-, Rheuma- und Bronchialerkrankten bietet die Vielfalt der hochwirksamen Kurmittel Genesung, der nur Erholungsuchende erhält in der Salzufler Thermallole und in den Trinkkuren, der weichen und doch so kräftigenden Luft Blutregeneration und neue Lebensenergien.

Der Kurgast hat die Wahl in sechs verschiedenen Badehäusern — die mit allen Fortschritten und Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestattet sind — die ihm verordneten Sol-, Thermal- und Thermalsprudelbäder zu absolvieren. Badehaus 1 und Leopoldbad gliedern noch besondere unterstützende Abteilungen für Fango-, Elektro-Hydrotherapie, für Diathermie und Hochfrequenz, Orthopädie und medico-mechanic an. Wer an Katarrhen, Asthma und Bronchialerkrankungen leidet, wird sich die vorbildlichen Einrichtungen des Salzufler Inhalatoriums zunutze machen, hat zudem noch die Möglichkeit, den hier durchgeführten therapeutischen Maßnahmen die rein natürliche Inhalation von den davorliegenden mächtigen Gradierwerken anzuschließen. Ein wichtiger Bestandteil des Kurgebrauchs sind die Trinkkuren. Sehr wichtig und zugleich äußerst interessant ist eine weitere Neueinrichtung Salzuflens: das Balneologische Institut! Die in ihm geschaffenen vollendeten physikalisch-technischen Einrichtungen und Apparate geben dem behandelnden Arzt die Möglichkeit, ein ganz genaues Krankheitsbild feststellen zu lassen.

Aber, Bad Salzuflen wird bei allem Wissen und Schaffen für und um den leidenden Menschen auch die Heiterkeit geselligen Lebens in vollen Zügen schenken. Es sitzt sich so behaglich und schön auf den weiten, blumenumrankten Terrassen des gepflegten Kurhauses, besonders bei Musik und Tanz am Nachmittag, wenn der Tee aus den Trinkschalen duftet, an Sommerabenden, wenn die festlichen bunten Parkbeleuchtungen steigen und der Wein so gut mundet und fröhlich macht. Und dann ist Salzuflen auch die Stadt der gemütlichen und äußerst gepflegten Hotels und Pensionen; ihre besondere Gastlichkeit und Aufmerksamkeit ist anerkennenswert.

Gastspiel der Westdeutschen Operettenbühne

„Kraft durch Freude" beim „Vetter aus Dingsda"

Nun war er da, der so sehnlichst erwartete „Vetter aus Dingsda", der sich trotz seines, für Operetten recht ansehnlichen Alters von 16 Jahren (uraufgeführt anno 1920) noch immer der gleichen Beliebtheit beim Publikum erfreut, was wohl in erster Linie der frischen Künneckeschen Musik zu verdanken ist. Viel ernsthafte Musiker und Musikfreunde stoßen sich daran, daß meistens, so auch hier, die Handlung einer Operette jeden zielsicheren Aufbaues entbehrt. Diesem Vorwurf kann man aber entgegenstellen, daß ja die Handlung gar nicht problemhaft sein will. Die Operette will eben unterhalten im wahrsten Sinne des Wortes, will uns vom Alltagslärm gepeitschten Menschen in leichter, gefälliger Weise aufmuntern und neue Kraft durch Freude geben. Sie ist auf dem musikalischen Theater das, was im Schauspielhaus die Komödie ist, ein Kind der leichtgeschürzten Muse. Es ist ja auch bestimmt nicht Sache eines jeden, nach des Tages Mühe und Last noch für schwere Kost aufnahmefähig zu sein. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet ist die Daseinsberechtigung der Operette garnicht in Zweifel zu ziehen.

Ist auch die nach konventionellem Schema aufgebaute Handlung im „Vetter aus Dingsda", in die recht geschickt einige passende Gesangstexte eingeflochten sind, nicht gerade sehr interessant, übliche Magazinlektüre, so ist sie doch mit ihren durchaus dankbaren Momenten und wirkungsvollen Rollen reizend und unterhaltsam genug, um von vornherein einen Publikumserfolg sicher zu stellen. Musikalisch gehört dieses Künneckesche Werk einer annehmbaren Sphäre ihrer Gattung an, kein Schlagerwarenhaus, jedoch hübsche, leicht eingängige Melodien, die heute noch ebenso frisch wirken wie 1920, weil sie nicht mit überstarkem Sentiment befrachtet sind und organischen aus dem musikalischen, Formen erwachsen. Ist die Musik auch nicht gerade überreich an wirklich originellen Melodie-Einfällen, immer aber ist sie reizvoll, prickelnd und voller Esprit, was diesen leichtgeschürzten Musenkindern eben den unverwüstlichen Charakter von Jugendlichkeit und Frische verleiht. Geschmack und Geschick, aus denen die Erfahrungen des Opernfachmannes sprechen, zeigen der wirklich aparte Walzer „Strahlender Mond", der weich sich anschmiegende Foxtrott „Mägdelein zart" und die weithin bekannten „Ich bin nur ein armer Wandergeselle", „Sieben Jahre war ich in Batavia", „Vor dem Himmel und den Frauen" usw. Hier ist alles mit leichter Hand hingesetzt, unaufdringlich, ohne bombastisch wirkende Operettenmanier. Leider mußten viele Feinheiten und Schönheiten der Partitur ungehoben bleiben, da die äußerst beschränkten Orchesterplatzverhältnisse nur eine unumgänglich notwendige Besetzung zuließen.

Und die Aufführung, ein lebendiges, buntbewegtes Bilderbuch um den Vetter, sehr geschickt von der Hauptperson, dem Mittelpunkt, weggebaut, in kleine reizende Täfelchen zerschnitten. Mit bescheidener Eleganz natürliche Gaben fürs Auge; Tänze schmükken aus und lockern auf, streuen erotische Konfetti. So kam es, durchschlagender Erfolg! Adolf Henschke hat nach dem ihm zur Verfügung stehenden Vorrat sehr glücklich disponiert. Franz Esser hat herausgeholt sowohl aus dem Stück, als auch aus den Agierenden, was herauszuholen war, jedenfalls weit mehr als wir erwarteten. Alle Achtung! Auch Kapellmeister Ralf Artur Rink war in guter Form. Er agierte mit einem Schwung und einer Begeisterung, daß es zeitweise nur so „knallte". Für das sparsame, gutgestellte Bühnenbild zeichnete Th. Zazzi verantwortlich. Die ganze Bühne ständig voller Humor und drolliger Späße und Verwechselungen, die die Kulissen rebellisch machten. Das machten die Soldarsteller auch. Adolf Linke, der reizende Fremde mit weichgelagertem Gemüt, stürmischen Herzen und ebenso gebetteter Stimme, eroberte sich im Nu nicht nur die Herzen des Publikums. Famos das blonde Hannchen von Elly Schmidt-Ritter mit ihren energischen Komplexen, prächtig die schöne, bildschöne Julia der Ines Wangemann. Walter Baetz als Joseph Kuhbrodt war in seinem Element, und Marga Waldheim als seine Frau, genannt „Wimpel", stand ihm nichts nach und machte ihrem Namen alle Ehre. Franz Esser als Egon von Wildhagen schaute famos aus und machte sich gut, zeitweise ein wenig übertrieben, aber sein rettungslos verschossenes Aristokratenherz kanns schon vertragen. Erich Ehmann und Curt v. d. Gathen als Diener sei ganz besonders gedacht, sie können sich sehen lassen, und Adolf Linke fügte sich im Schlußbilde gut ein.

Das war wirklich ein Erfolg, durchaus kein übler Amüsierrummel, sondern Unterhaltung voll Tempo und nochmals Tempo, daneben Sentimentalität, aber immer in bereitwilliger Ausbiegung ins Humoristische, Parodistische, ein Kaleidoskop-Theaterspiel ohne ernste künstlerische Ambitionen. Ein Bombenerfolg. Das Publikum war aus dem Häuschen. Das Mittelparkett vollgepackt. Der Beifall, sogar bei offener Szene frenetisch. Wiederholungen über Wiederholungen. Ansonsten eine Aufführung die Qualität hatte. Man war guter Laune auf der Bühne wie im Parkett.

Eines dürfte nachdenklich stimmen. Der „Vetter aus Dingsda", Favorit im Stalle. Künnecke startete hoffentlich als erster in einer langen Kette von Operettenaufführungen zum großen Rennen, die Aussichten stehen hier denkbar günstig, in diesem Falle und auf diesem Spezialgebiet setzen wir nicht nur auf „Platz", sondern getrost auf „Sieg". „Huck" wir haben gesprochen.

Zum Schluß sei noch registriert, daß die Festversammlung, die der Kreiswart Pg. Mohr eröffnete und mit dem „Sieg Heil" beschloß, zu Beginn des Abends den Mai-Aufruf des Reichsorganisationsleiters Dr. Robert Ley aus dem „Theater des Volkes" in Berlin hörte und die rechte Stimmung „Kraft durch Freude" wohlbedacht vorbereitete mit

„Freut euch des Lebens,
Froh seid zu jeder Stund',
Hell eure Augen,
Lachend der Mund!"

Ja, wir lachen immer noch! Wer noch? —r.—

Aus Westdeutschland

Nach 17 Tagen tot im Bett aufgefunden

Aus Freude über ein Wiedersehen gestorben

Mainz. Eine Frau aus Mainz-Kastel wollte vor etwa drei Wochen eine Reise nach Gießen antreten, um ihren dort wohnenden Sohn zu besuchen. Am Abend vor der Abreise unterhielt sie sich mit Hausbewohnern und sagte dabei, daß sie am anderen Morgen frühzeitig wegfahre. Infolgedessen fiel es nicht auf, daß in den nächsten Wochen die Tür zu ihrer Wohnung verschlossen blieb. Der Sohn in Gießen wartete vergebens auf seine Mutter oder auf eine Nachricht von ihr. Am Sonntag fuhr er nach Mainz-Kastel, um nach dem Rechten zu sehen. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er, daß seine Mutter bereits vor 17 Tagen nach Gießen abgereist sei. Daraufhin verschaffte er sich Eingang in die Wohnung, wo er die Mutter tot im Bett liegend auffand. Die ärztliche Untersuchung ergab einwandfrei, daß die Frau einem Herzschlag erlegen ist. Anscheinend hat die Freude über die Reise und das Wiedersehen mit dem Sohne ihrem Leben ein schnelles Ende bereitet.

Neubaueinsturz während der Mittagspause

Saarbrücken. In der Graf-Johann-Straße stürzte der mittlere Teil eines im Rohbau bereits errichteten Hauses ein, wodurch die Stützmauern niedergerissen wurden. Von den Arbeitern kam glücklicherweise niemand zu Schaden, weil sie kurz vorher die Arbeitsstätte wegen der Mittagspause verlassen hatten.

Kirchlicher Anzeiger

Sonntag, den 3. Mai 1936

Evangelische Gottesdienstordnung

Castrop. Sonntag 7.30 Uhr Frühgottesdienst, Pastor Rothe; 9.30 Uhr Hauptgottesdienst, Pfarrer Treichel, Essen (Predigt über 1. Mose 45, Vers 4 und 26: „Begegnung mit einem Totgeglaubten"); 11 Uhr Kindergottesdienst.

Pfarrer Treichel hält jeden Abend 8 Uhr in der Lutherkirche Evangelisationsvorträge, wozu die ganze Gemeinde herzlich eingeladen wird. An den Nachmittagen um 4 Uhr von Montag bis Freitag Bibelstunde im Gemeindehaus auf Schwerin.

Bladenhorst. Sonntag 10 Uhr Gottesdienst, Pastor Fritsch; 11 Uhr Kindergottesdienst.

Habinghorst. Sonntag 9.30 Uhr Pastor Obermeier; 10.30 Uhr Kindergottesdienst; 11.30 Uhr Taufen und Trauungen in der Kirche. Frauenverein Habinghorst: Donnrstag, 7. Mai, 3.30 Uhr, bei Koch.

Ickern. Sonntag 9.30 Uhr Gottesdienst, Pastor Becker; 11 Uhr Kindergottesdienst und Taufen. Donnerstag 8 Uhr Bibelstunde. Sonntag 2.30 Uhr und Dienstag 5 Uhr Kirchliche Gemeinschaft.

Böninghausen. Sonntag 10 Uhr Gottesdienst; 11.15 Uhr Kindergottesdienst; 12 Uhr Taufen.

Bodelschwingh. Sonntag 8.30 Uhr Gottesdienst; 9.30 Uhr Kindergottesdienst. Freitag 20 Uhr Gemeindebibelstunde.

Marten. Sonntag 9.30 Uhr Gottesdienst; 10.45 Uhr Kindergottesdienst. Mittwoch 20 Uhr Gemeindebibelstunde. Freitag 20 Uhr Gebetsstunde.

Mengede. Sonntag 9.30 Uhr Gottesdienst; 10.30 Uhr Kindergottesdienst.

Katholische Gottesdienstordnung

St.-Lamberti-Pfarre (Altstadt)

6.15 Uhr erste hl. Messe mit Predigt; 7.30 Uhr zweite hl. Messe mit gem. hl. Kommunion aller Männer der Gemeinde; 9 Uhr Kindermesse mit Predigt; 10 Uhr Hochamt mit Predigt; 11.15 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt; 2.30 Uhr Christenlehre und Andacht; nachher Taufen; 8 Uhr Malandacht. Werktags sind die hl. Messen um 6.30, 7.10 und 8 Uhr.

St.-Elisabeth-Pfarrvikarie (Obercastrop)

7 Uhr erste hl. Messe, 8.30 Uhr zweite hl. Messe mit gem. hl. Kommunion; 10.30 Uhr Hochamt mit Predigt; 2.30 Uhr Andacht.

St.-Franziskus-Gemeinde Schwerin

7.30 Uhr Frühmesse mit gem. hl. Kommunion der Knaben und Mädchen des 4. Schuljahres sowie aller, die das hl. Sakrament der Firmung empfangen; 9.30 Uhr Hochamt; 2.30 Uhr Firmungsunterricht und Andacht. — Montag, den 4. Mai: 6.15 Uhr hl. Messe mit gem. hl. Kommunion der Firmlinge; 7.45 Uhr feierlicher Empfang des hochw. Herrn Weihbischofs vor der Kirche; 8 Uhr hl. Messe des hochw. Herrn Weihbischofs, anschließend Spendung der hl. Firmung. Nach der hl. Firmung wird der hochw. Herr Weihbischof zur Pfarrvikarie geführt.

Sonntag, den 3. Mai **Kirchensteuerhebetermin,** und zwar von 10.30 bis 12 Uhr im Vereinssaal.

Pfarrvikarie „Zu den hl. Schutzengeln" (Frohlinde)

7.30 Uhr Frühmesse mit gem. hl. Kommunion des Elisabeth-Frauenvereins; 9.30 Uhr Hochamt; 2.30 Uhr Andacht.

Herz-Jesu-Pfarre (Bahnhof Rauxel)

7 Uhr Frühmesse mit gem. hl. Kommunion; 9.30 Uhr Hochamt; 2.30 Uhr Andacht.

St.-Joseph-Pfarre (Habinghorst)

6.30 Uhr hl. Messe, 7.30 Uhr hl. Messe; 8.45 Uhr hl. Messe mit poln. Gesang; 10 Uhr Hochamt mit Predigt, 2.30 Uhr Andacht.

St.-Antonius-Pfarre (Ickern)

6.30 Uhr hl. Messe; 7.45 Uhr Frühmesse mit Predigt und gem. hl. Kommunion; 9 Uhr hl. Messe mit poln Gesang; 10 Uhr Hochamt mit Predigt; 2.30 Uhr Andacht; 8 Uhr Firmung für die Dekanatsjugnd durch den Hochw. Herrn Weihbischof.

„St. Marien" (Merklinde)

7.30 Uhr Frühmesse; 10 Uhr Hochamt; 2.30 Uhr Andacht.
Kirchlinde. 6.30 Uhr hl. Messe, 8 Uhr hl. Messe mit Predigt; 10 Uhr Hochamt; 2 Uhr Andacht.
Marten. 7 Uhr Frühgottesdienst; 8.30 Uhr zweite hl. Messe; 10.30 Uhr Hochamt; 2.30 Uhr Andacht.

Sonstige religiöse Veranstaltungen

Christliche Versammlung, Viktoriastraße

Sonntag 2.30 Uhr Sonntagsschule; 4 Uhr Verkündigung des Wortes Gottes. Mittwoch 7—8 Uhr Gebetsstunde; 8—9 Uhr Wortbetrachtung.

Kirchl. Gemeinschaft und Jugendbund für Entsch. Christentum, Castrop-Rauxel 1 (Konfirmandensaal, Bieſenkampstraße)

Sonntag 16 Uhr Evangelisationsvortrag, 17.15 Uhr Jugendbundstunde. Donnerstag 20 Uhr Bibelbesprechung u. Gebetsstunde.

Gemeinde gläubig getaufter Christen (Baptisten), Castrop-Rauxel 1, Bahnhofstraße 33 (Baracke)

Versammlungen. Sonntag 9.30 Uhr Bibelstunde. Sonntag 11 Uhr Sonntagsschule. Sonntag 16 Uhr Heilsverkündung. Donnerstag 20 Uhr Bibel- und Gebetsstunde.

Neuapostolische Gemeinde Castrop-Rauxel 1, Herner Straße 16 (Hinterhaus)

Sonntag morgen 9 Uhr, Sonntag nachmittag 4 Uhr. Mittwoch abends 7 Uhr. — Kinderunterricht: Sonntag, 2 Uhr Sonntagsschule. Mittwoch nachmittag 5 Uhr Konfirmanden- und Katechumenen-Unterrichtsstunde.

Freie evgl. Gemeinde Castrop-Rauxel 1, Schubertstraße 33

Sonntag vorm. 9.30 Uhr Bibelbesprechstunde; 11 Uhr Kindergottesdienst; nachm. 4 Uhr Evangeliumsverkündigung. Mittwoch, abends 8 Uhr Bibel- und Gebetsstunde.

Freie evangelische Gemeinde Castrop-Rauxel 4, Friedhofstraße 11

Sonntag vorm. 9.30 Uhr Bibelbesprechstunde. 11 Uhr Kindergottesdienst. 16 Uhr Predigt. Donnerstag, abends 7.30 Uhr Bibel- und Gebetsstunde.

Castrop-Rauxel 3, Kronprinzenstr. 53 (Eingang Henrichenbg. Str.)

Sonntag morgen 9 Uhr. Sonntag nachmittag 4 Uhr. Mittwoch abend 7 Uhr. Kindergottesdienst Sonntag nachmittag 2 Uhr.

Dortmund-Böninghausen

Sonntag morgens 3 Uhr Gottesdienst. 1.30—2.30 Uhr Sonntagsschule, 3 Uhr Gottesdienst, Mittwoch 7 Uhr Gottesdienst.

Illustrierte Sonntagspost

Frühling auf Schleichwegen

Eine heitere Geschichte von Peter Mattheus

An einem dieser schönen Tage, als mir die Sonne gar zu verlockend ins Fenster schien, hieb ich kurzerhand den Deckel auf meine Schreibmaschine, setzte mich in einen Autobus und fuhr hinaus. Ich fand irgendwo da draußen eine Wiese, auf der Frühlingsblumen blühten und legte mich hin. Und dann muß ich wohl ein bißchen eingeschlafen sein.

Als ich erwachte, bemerkte ich einige Schritte entfernt hinter einer Hügelwelle ein gelbes Büschel, das mir der Farbe nach durchaus nicht in die Gegend zu passen schien. Was konnte das sein? Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf. Wahrscheinlich war ich auch noch etwas verschlafen. Vorjähriges verdorrtes Gras, dachte ich, sieht anders aus. Und frisches sprießendes Gras überhaupt ganz anders. Gelb? Gut. Ich lasse mir ja einiges gefallen. Aber so gelb —?

Während ich noch grübelte, bewegte sich das Büschel plötzlich und schob sich ein wenig in die Höhe. Es erwies sich als ein ziemlich wirrer Haarschopf über einer zweifelhaft sauberen Stirn und zwei blanken Augen, die mich neugierig, wachsam und mit einem Schimmer von Blutdurst musterten.

„Hu . . .", machte ich erschrocken und setzte mich auf. In der gleichen Sekunde sprang auch der Besitzer des Haarschopfes auf die Füße. Es war ein zehnjähriger Junge, der einen mit bunten Federn verzierten Gürtel trug und damit einwandfrei andeutete, daß er augenblicklich den Komantschen, Apatschen, Sioux oder Chippeway-Indianern angehörte.

„Uff! Schunke-Schetscha ist ein großer Krieger", sagte ich prompt.

Ein verständnisinniges, wenn auch verlegenes Grinsen zog über sein Gesicht. „Och — haben Sie auch Karl May gelesen?" fragte er.

„Allemal", sagte ich fröhlich.

Er sah mich ein Weilchen nachdenklich an. Dann kehrte der alte Blutdurst in seine Züge zurück. Er rückte, ein hölzernes Dolchmesser schwingend, gegen mich vor und erklärte: „Jetzt werden Sie skalpiert."

„Ach nein — bitte nicht!" sagte ich rasch. „Skalpieren ist mir unsympathisch. Könntest du dir nicht eine andere Todesart aussuchen?"

Er blieb stehen und sah mich wiederum eine Weile nachdenklich an. Allmählich schienen die Gedanken hinter seiner Stirn festere Form anzunehmen. Plötzlich wandte er sich halb ab und winkte zu einer Buschgruppe hinüber. „Bring den Speer!" brüllte er.

Aus den Büschen tauchte ein zweiter Komantsche, Apatsche, Sioux oder Chippeway auf. Er trug einen wallenden Kopfputz, kam im Galopp heran und schleifte eine lange Lanze hinter sich her. Jetzt hatte sich die feindliche Macht verdoppelt.

„Sieh da: Kantch-Pehta persönlich!" sagte ich höflich und verneigte mich. „Es scheint heut hier herum von großen Häuptlingen zu wimmeln."

Der zweite Indianer verzog keine Miene. Er akzeptierte den berühmten Namen mit der ernsten Würde, die die echte Rothaut auszeichnet. Nur dankbar war er nicht. Denn er senkte ohne weiteres den Spieß und schickte sich an, mich zu durchbohren. Und Schunke-Schetscha folgte ihm mit geschwungenem Dolch.

Es war ein peinlicher Augenblick. Niemand läßt sich gerne speeren und skalpieren. Ich wußte mir keinen rechten Rat und lächelte hilflos.

Unbewußt schien ich das Richtige getroffen zu haben. Die beiden hielten inne und sahen mich vorwurfsvoll an. „Haben Sie denn gar keine Angst?" fragte der eine.

„Oh doch — grausliche", sagte ich rasch. „Wie wäre es denn mit Lösegeld?"

Die beiden stutzten und sahen diesmal sich an. Ich gebe zu, daß es ein Formfehler war. Lösegeld gehört natürlich in die Abteilung „Seeräuber" und nicht in die Abteilung „Indianer". Aber was soll man tun, wenn einem das Wasser bis zum Halse steht und Speer und Skalpmesser das liebe Leben bedrohen!

Ich zückte also einen Groschen und sagte: „Nun —."

„Hm", machten beide und starrten unschlüssig das Geldstück an.

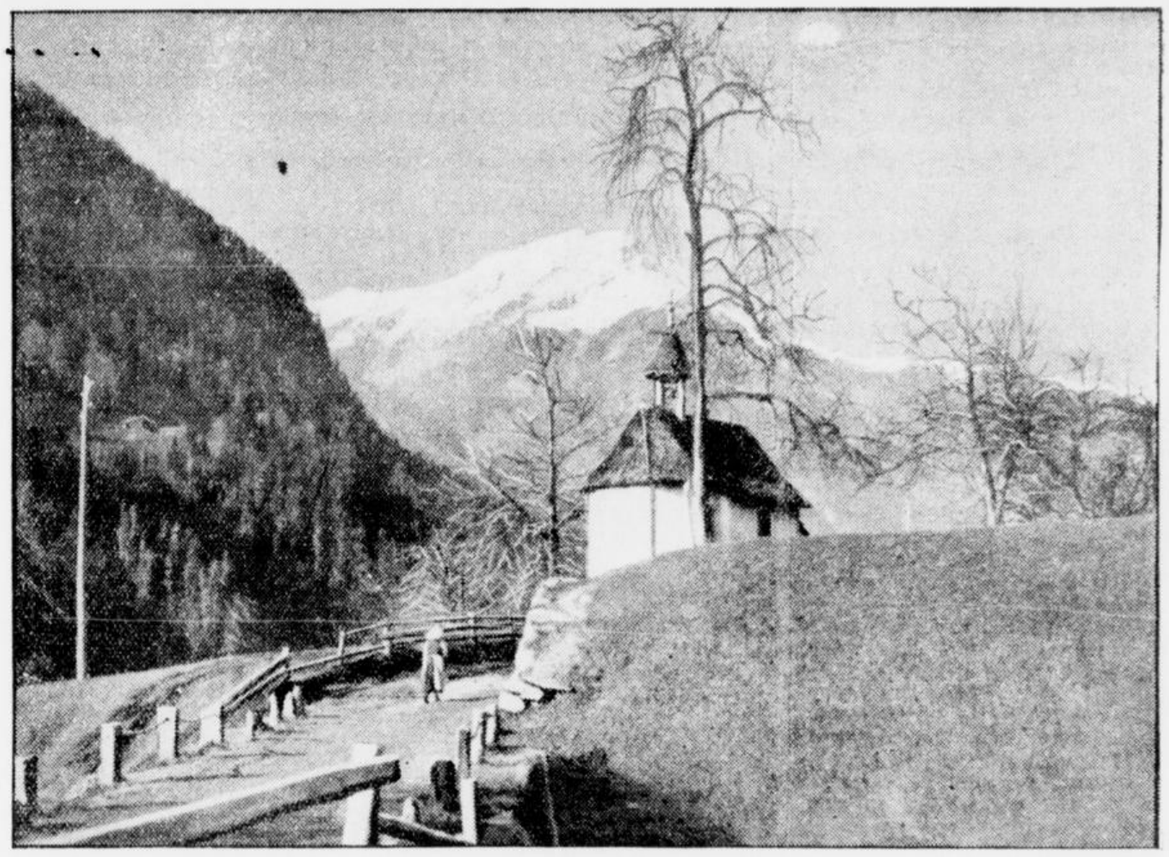
„Hört mal", fuhr ich fort, „ihr könnt euch ja zu einer Beratung zurückziehen — aber ohne Lagerfeuer möglichst, weil ich nämlich bis Abend wieder zu Hause sein muß. Und ohne Friedenspfeife, wenn wir einig werden — aus naheliegenden Gründen. Also —?"

Es ging völlig ohne jede Beratung. Es schien nicht einmal eine Meinungsverschiedenheit zu geben. Schunke-Schetscha mit dem Dolch streckte einfach die Hand aus und sagte: Geben Sie her!"

Der Groschen wechselte hinüber in Finger, die keineswegs rot, sondern eher schwärzlich waren. Dann machten beide Indianer kehrt und trabten ohne Gruß davon. Nach fünfzig Schritten jedoch blieben sie noch einmal stehen und brüllten im Chor zurück: „Wir danken auch schön!"

Es waren nicht nur umgängliche, sondern auch sehr wohlerzogene Indianer.

Dann verschwanden sie endgültig. Ihr Blutdurst schien vollkommen gestillt zu sein. Sie machten einen glücklichen Eindruck. Und auch ich war ganz zufrieden. Ein Groschen ist nicht viel. Schon gar nicht, wenn es sich um den eigenen Skalp handelt.



Der Winter ist dahin . . .

(Presse-Bild-Zentrale, M.)

Der Wildling

Von Alfred Bergien

Gleich hinter unserem Garten, auf dem kurzen Schräghang, der sanft und doch selbstsicher in das grüne Tal der Boddenwiesen hinübergleitet, wurzelt unser Wildling, — ein stämmiger, knorriger Apfelbaum.

Freiwillig stand er lange inmitten des buntgrünen Wiesenteppichs. Ein trotziger, aber erfahrener Kämpfer gegen den rasend heulenden Weststurm, der, von der See kommend, in rasender Wut die Wellenberge vor sich auftürmt, und die weißen Gischtkämme weit in die Dünen und über das hohe Ufer schleudert; — den feinen Sand der Dünen hochaufwirbelnd vor sich hertreibt, bis er in den steif gereckten Kronen der Bäume einen störrischen Raufpartner findet.

Und gar mit unserem Wildling raufte und tobte er besonders gerne, denn die kraftvolle Gewandtheit des jungen Recken schien ihm zu gefallen. Aber die Borke des Wildlings wurde von dem ewigen Kampf mit dem wilden Raufgesellen knorrig und rissig wie harte, schwielige Bauernhände, oder wie das Gesicht des alten Fischers Kahn. Der war auch der erste, der den Kampfmut und die sture Kraft des Wildlings erkannte. „Seht nur", sagte er eines Tages, als der Weststurm wieder tobte und wühlte, „wie er zu kämpfen versteht, — wie er sich anstemmt gegen den wilden Gesellen. Und dann seht seine Aeste; — wie klug und zweckmäßig sie aus dem festen Wesen des Stammes herausgebaut sind. Keiner wächst umsonst in die helle Bläue des Himmels. Jeder einzelne versteht es, sich zu biegen oder zu stemmen, je nachdem es der Kampf erfordert."

Und der Vater hörte auf das Wort des alten Fischers. Er verlegte den Zaun unseres Gartens bis hinter den Wildling, und nahm ihn so mit in seine Pflege. Er brach die Erde um den knorrigen Stamm, damit die Frucht der tiefschwarzen Scholle ihn mit neuer Kraft erfülle.

Aber der Sturm, der sich um den Schutz des Menschen und den stachligen Draht des Zaunes nicht kümmerte — blieb. Noch wilder fast, noch ungestümer tobte er, daß der Draht des Zaunes manchmal in dunkler Sturmnacht schrill aufklang, als wolle er uns dort hinter den rotgetünchten Mauern des Hauses mit seinem schrillen Wehschrei zu Hilfe rufen.

Doch der Baum raffte die kampferprobte Krone zusammen, stemmte sie gegen das Wetter und prüfte jeden seiner schlagenden Aeste. Besser waren sie geworden, dünkte ihm. Sie wippten und schnellten so frei und geschmeidig, wie die dünnen Gerten der Uferweiden drüben am Saume der Wiesen. Und der Wildling freute sich, daß ihm die frischgebrochene Scholle solche Kraft gab. Denn eigentlich hatte es ihm doch leid getan, daß man ihn einfach aus dem bunt leuchtenden Meer seiner Wiese nahm.

Darüber verging der Herbst — und der Winter kam mit seinem klirrenden Frost, mit dem blitzenden Kristall des Rauhreifes und der schweren Last des weißen Schnees. Kämpfen mußte er — immer wieder kämpfen gegen Sturm, Frost und Schnee. Aber er fühlte eine Kraft in sich, die ihn alle Kämpfe viel leichter bestehen ließ, wie früher in seiner Wildheit.

Und langsam begann ein feines Singen und Raunen in der Luft. — Wie frisches, junges Blut pulste es durch die Scholle und rüttelte sie auf aus der kalten Starre des Winters. Und aus dem mählichen Erwachen begann ein Saugen und Ziehen in dem zerrissenen Erdreich, und aus den rauhen Schollen der Winterfurche keimte der erste, grüne Flaum des frühen Jahres.

Wie feiner Kraftstrom pulste es aus dem Herzen des Erdreichs in den Stamm des Baumes und teilte ihm das Erwachen der Erde mit, daß die schlanken, geschmeidigen Sprossen an seinen knorrigen Kampfästen ein Schauer ahnender Sonnenfreude durchrieselte. — — Und immer stärker wurde der Pulsschlag der Erde, und immer voller der Kraftstrom, der durch ihn in den Stamm des Baumes hinaufgetrieben wurde, bis ihn der strotzende Reichtum der Kraft so erfüllte, daß er ihm fast die knorrige Borke sprengte.

So trieb er in einem plötzlich aufquellenden Lust- und Zeugungsrausche immer neue Sprossen, immer neue Aeste und Zweige. Aber er hatte nicht mehr die Zeit, sie klug und zweckmäßig einzubauen und sie zu lehren, gegen Sturm und Wetter anzukämpfen, wie er es als Wildling stets getan. Er freute sich des hauchzarten Gewebes rotweißer Blüten, das sich mehr und mehr über seine knorrigen Aeste streifte, und ihn in einen weichen, milden Duft einlullte, der ihn Sturm und Wetter vergessen machte.

Da kam das erste Frühlingsunwetter über den See herangebraust. Mit solcher Gewalt, und so voll grimmen Zorns, daß die alten Wildlinge, die sturm- und wettererprobten Kämpfer oben am Strand und hinter den Dünen den Kampf aufgaben, und sich demütig beugten.

Unser Wildling aber, kraftvoll und stolz wie er war, stemmte sich dem wütenden Sturm entgegen. — Wohl stand der Stamm trotzig und stark, wohl erwachte auch in den knorrigen Aesten der alte Kampfgeist wieder, aber all die neuen Zweige und Triebe, all der Luxus, den er sich im plötzlichen Zeugungsrausche zugelegt hatte, stolz — aber weich, wie er war, bog und brach, und wirbelte davon, so oft sie der Sturm streifte. Das schlug auch den alten Aesten viele Wunden, bis auch sie den Kampf mutlos und traurig aufgeben mußten. — — —

Wie in schwermütiger Trauer ließ der Baum die Krone hängen, und fast schien es, als krieche er immer mehr in sich zusammen vor herbem Weh. — Nur hinter der rissigen Rinde des Stammes pochte es immer noch wie sehnsüchtiges Hoffen.

Und wieder kam der alte Fischer Kahn. Lange sah er den Baum an, sagte aber nichts. Nur über sein rissiges, zerfurchtes Gesicht huschte es wie weher Schmerz.

Als er wieder steif und schwerfällig dem Dorf zuschritt, gab ich den Baum auf.

Da kam der Alte mit allerlei Gerät wieder zurück. Wortlos stieg er in den Baum, — sägte, und sägte einen nach dem anderen der neuen, schlanken Triebe ab, bis sie alle entfernt waren, und die weißen Wunden aufleuchteten.

Schlecht, sehr schlecht stand es um den Baum. Wir gaben ihn alle auf. Nur der alte Fischer nicht. Wieder stieg er hinauf, steckte Edelreiser in die Wunden und verband sie wieder sorgfältig. Und wie in leisem Beben pulste das neue, frisch schlagende Blut durch den Baum.

Und als der Sturm kam, fand er nichts, wo er anfassen konnte. Klein und fein waren die neuen Triebe. Sie duckten sich listig und gewandt unter jedem Stoß und jedem Hieb — und blieben Sieger.

Da wachte auch in dem Stamm die alte Kampflust wieder auf. Froh und mutig warf er seine Zweige dem Wetter entgegen; — lehrte sie kämpfen und stählte sie in den Kampfpausen zu kraftvollen Kämpfern.

Und der Baum blieb. — Noch heute steht er da. Machtvoll reckt er seine Krone in die helle Bläue des Himmels, und Jahr um Jahr schenkt er die ganze Fülle seiner Früchte der Hand, die ihn einst wieder kämpfen lehrte.

Danke, Frau Fischer!

Kurzgeschichte von Peter Mattheus

Am Morgen war Herbert Bölk in Urlaub gefahren. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und einer Reisetasche in der Hand hatte er sich von seiner Zimmerwirtin verabschiedet.

„Also — gute Erholung und gutes Wetter wünsch' ich Ihnen", hatte die rundliche Frau Fischer gesagt. „Kommen Sie gesund zurück und denken Sie in den zehn Tagen auch ruhig mal an zu Hause. Schreiben Sie mir eine Ansichtskarte."

Herbert Bölk hatte ihr lachend die Hand geschüttelt und war die Treppe hinuntergestampft. Mit seinen genagelten Stiefeln. Frau Fischer hatte seine Schritte bis hinab in den Hausflur gehört.

Das war am Morgen gewesen.

Abends gegen acht klingelte es plötzlich an der Wohnungstür. Frau Fischer ging und machte auf. Draußen stand ein junger Mann mit einem Köfferchen in der Hand und schwenkte den Hut.

„Guten Abend, Frau Fischer", rief er fröhlich. „Da bin ich!"

Frau Fischer guckte ihn befremdet an. „Hm, scheint mir auch, daß Sie da sind", meinte sie kühl. „Aber ich weiß wirklich nicht . . ."

Der junge Mann setzte hastig das Köfferchen hin und griff sich an die Stirn.

„Lieber Himmel!" sagte er erschrocken. „Hat Herbert Ihnen etwa nichts gesagt? Sollte er das vergessen haben?"

„Wenn Sie Herrn Bölk meinen", sagte Frau Fischer mit unverminderter Kühle. „So hat er ganz bestimmt vergessen. Er hat mir nichts gesagt."

„Das ist sehr unangenehm", sagte der junge Mann und starrte Frau Fischer betroffen an. „Das ist sehr unangenehm. Ja, also . . .", er riß sich zusammen und machte eine Verbeugung. „Timme ist mein Name — Alex Timme. Die Sache ist nämlich die, daß ich die Nacht hier schlafen wollte."

„Ach?" sagte Frau Fischer nur. Sonst nichts.

„Jawohl . . ." Der junge Herr Timme nickte eifrig. „Herbert und ich sind nämlich gute Freunde, wissen Sie; wir arbeiten beide im gleichen Betrieb. Ich wohne weit draußen in einem Vorort und habe heute hier in der Nähe eine Familienfeier vor, bei der es vermutlich etwas spät werden wird. Und da hat mir Herbert angeboten, in seinem Zimmer zu übernachten, weil es doch ohnehin leer steht — er ist doch heute früh gefahren, nicht? — und weil ich doch so spät keine Verbindung mehr nach Hause habe. Und nun . . . ja — hm — was machen wir denn jetzt?"

Alex Timme sah schrecklich unglücklich aus und blickte Frau Fischer hilfeflehend an.

„Na", sagte sie, nachdem sie ihn ein Weilchen schweigend gemustert hatte, „wenn Herr Bölk Sie eingeladen hat, muß ich Sie ja wohl aufnehmen. Ich hoffe nur", fügte sie etwas schärfer hinzu, „daß Sie nachts nicht betrunken hier erscheinen werden!"

„Aber nein, ich trinke überhaupt nicht", versicherte Alex Timme.

„Also gut — dann kommen Sie", sagte Frau Fischer und führte ihn den Flur entlang in Herbert Bölks Zimmer.

Herr Timme stellte seinen Koffer ab und sah sich in dem großen, gemütlichen und blitzsauberen Raum um. „Donnerwetter, der Herbert hat's aber hübsch hier!" sagte er anerkennend. „Das lasse ich mir gefallen."

„Nun ja", sagte Frau Fischer, „er ist ja auch ein guter und angenehmer Mieter. Bloß schade, daß ich die schöne Tapete überstreichen lassen muß. Uebermorgen kommt der Maler. Herr Bölk sagt ja immer, daß ihn das Grün nervös macht. Er kriegt Augenflimmern davon."

Alex Timme blickte eine Weile schweigend die Tapete an, die ein dunkelgrünes Blattmuster auf hellerem Grunde zeigte. „Hm — ja", sagte der endlich, „mit Herberts Augen ist was nicht in Ordnung. Er müßte mal zum Arzt gehen. Ich habe es ihm schon oft geraten."

„Sehr vernünftig", erklärte Frau Fischer und nickte nachdrücklich. „Aber diese jungen Leute! Hören sie vielleicht auf einen? Was sagen Sie denn dazu, daß Herr Bölk an die See gefahren ist? Um diese frühe Jahreszeit? Es ist doch noch viel zu kalt für die See. Wenn er Pech hat, regnet es die ganzen zehn Tage, und er hat überhaupt nichts von seinem Urlaub. Konnte er nicht in die Berge fahren?"

„Sehen Sie, Frau Fischer", sagte Timme eifrig, „genau dasselbe habe ich gesagt! Herbert, hab' ich gesagt, was willst du jetzt an der See? An Baden ist doch noch gar nicht zu denken. Fahr' doch lieber ins Gebirge! Aber auf mich hat er natürlich auch nicht gehört."

Er zuckte die Achseln.

Frau Fischer war ans Fenster getreten und sah durch die blankgeputzten Scheiben auf die Straße hinaus. „Warum sagen Sie eigentlich immer Herbert — warum sagen Sie nicht Bully?" fragte sie plötzlich.

Herr Timme bekam einen roten Kopf und hustete. „Ich . . . hm . . .", stammelte er, „ich . . ."

„Na ja", unterbrach ihn Frau Fischer, „alle seine Freunde nennen ihn doch so. Ich wundere mich schon die ganze Zeit, daß Sie immer Herbert sagen."

„Aber ich nenne ihn natürlich Bully!" sagte Herr Timme lachend. „Ich wußte nur nicht, daß Sie wissen, daß er so genannt wird."

„Dann ist das ja in Ordnung", sagte Frau Fischer und ging zur Tür. „Ich nehme an, Sie werden sich ein bißchen ausruhen wollen, ehe Sie sich für Ihr Fest umziehen. Das tun Sie man. Ich gehe nachher ins Kino und gebe Ihnen vorher die Schlüssel herein."

Sie verschwand. Einige Zeit darauf klopfte sie und überreichte Herrn Timme die Schlüssel. Dann ging sie und machte die Wohnungstür laut und deutlich hinter sich zu.

Sie ging keineswegs ins Kino. Sie ging schnurstraks zum nächsten Polizeirevier und erzählte dem Vorsteher dort eine lange Geschichte.

„Beste Frau Fischer!" sagte der Beamte schließlich in einem Zustand gelinder Verzweiflung. „Wie kommen Sie nur darauf, daß der mann ein Zimmerdieb ist. Sie haben doch nicht die geringsten Beweise."

„Bester Herr!" erwiderte Frau Fischer seelenruhig. „Ich weiß nur eines nicht: wie der Mann erfahren hat, daß Herr Bölk heute früh abgereist ist. Sonst habe ich für alles Beweise. Und nun tun Sie mir den einzigen Gefallen und verhaften Sie den Mann, ehe es zu spät ist."

„Aber Sie riskieren eine Beleidigungsklage!" meinte der Beamte.

„Daß ich nicht lache!" sagte Frau Fischer.

Mit einem Achselzucken ging der Herr Vorsteher hinaus. Als er nach einer knappen halben Stunde zu Frau Fischer zurückkehrte, machte er ein gänzlich anderes Gesicht.

„Potz Wetter ja — Sie haben vollkommen recht gehabt", erklärte er. „Der Kerl war gerade dabei, die Sachen Ihres Mieters einzupacken. Und wir wissen auch schon, daß er sonst einiges auf dem Kerbholz hat. Nun sagen Sie mir bloß: wie sind Sie darauf gekommen?"

„Mein Himmel, man hat ja sein bißchen Verstand, nicht wahr?" sagte Frau Fischer bescheiden. „Die Sache kam mir gleich so mulmig vor . . . Herr Bölk sollte was vergessen haben? Herr Bölk vergißt nichts! Da habe ich dem Jüngling eben etwas auf den Zahn gefühlt. Er hat mir erstens gesagt, daß Herr Bölk schwache Augen hat. Herr Bölk hat die gesündesten Augen von der Welt — und Grün ist außerdem seine Lieblingsfarbe. Dann hat er nicht gewußt, daß Herr Bölk die See nicht mag und selbstverständlich ins Gebirge gefahren ist. Immerhin merkwürdig für einen so guten Freund. Und schließlich hat er erklärt, daß er Herrn Bölk Bully nennt. Wissen Sie, ich mußte beinahe lachen. Kein Mensch sagt nämlich Bully zu Herrn Bölk. Der würde sich schön wundern. Na, und da war die Sache ja ziemlich klar, nicht?"

Hm, hm", machte der Herr Revierworsteher. Aber so ganz klar war ihm die Sache eigentlich noch immer nicht. Trotzdem schüttelte er Frau Fischer kräftig die Hand und sagte: „Danke, Frau Fischer!"

Und genau dasselbe sagte Herbert Bölk, als er zehn Tage später braun und knusprig von seinem Urlaub zurückkam. Er riß, als ihm Frau Fischer berichtet hatte, erst einmal den Schrank und die Kommode auf und sah nach, ob alles noch da war. Dann schlang er beide Arme um die rundliche Wirtin, walzte stürmisch mit ihr durchs Zimmer und versetzte ihr zum Schluß einen schallenden Kuß mitten auf den Mund.

„Danke, Frau Fischer!" sagte auch er.

Rechnen

Von Ludwig Weber

Hannes Breitenbach war der reichste Bauer im Umkreise. Er hatte 17 Pferde im Stall und 36 Milchkühe; er wohnte in Dreisen am Fuße des Donnersberges in einer Gegend, in der es noch zwei Meter hohe Männer gibt. Zu diesen gehörte auch er. Aber er war nicht nur der reichste, er war auch der stärkste im Umkreise. Er war der Ueberzeugung, daß der Wein stärke und er soll auch der Vater des bekannten alten Witzes gewesen sein: „Was brauchen mir Alkohol, mir haben jo unsern Wei." — Aber alle Kraft und alle gute Laune wollte nichts mehr nützen — eines Tages mußte er aufs Krankenbett.

Die Kunde von seinem Siechtum verbreitete sich auch in Goellheim. Dort wohnte sein alter Freund Georg Groll, ein Riese wie der Kranke und der reichste Bauer in Goellheim. Als Georg Groll gehört hatte, daß der Hannes erkrankt sei, setzte er die Mütze auf, nahm seinen Stock und marschierte nach Dreisen. Groll war wie sein Freund ein Achtziger. Er meinte zu seiner Anna, daß man in diesem Alter die längste Strecke hinter sich hätte, und da wäre es ganz gut, wenn man sich noch einmal sähe, ehe es zu spät sei.

Als er dann am Bett des Breitenbachs saß, redete er ihn lachend an:

„Na, Hannes, wie geht's, hoschte dich uff de Brautschau verkält?"

„Schlecht, schlecht geht's, Schorsch. Ich glaab, es is aus", erwiderte Hannes mit schwacher Stimme.

„Geht fort, red kaa dumm Zeug. So Baerschjer wie mir, die sterben noch lang nit."

Wie er dann wieder ging, da meinte er zu der Breitenbacherin:

„De Hannes werd mer doch kee Dummheite mache!"

„Gott verhuets", antwortete die und wischte sich eine Träne, die ihr über die Backen rollte.

Aber der Hannes machte doch Dummheiten. Am Tag darauf schon kam ein Bote nach Goellheim und verkündete dort, der starke Hannes sei diesen Morgen nicht mehr aufgewacht und übermorgen wäre die Beerdigung.

Als man ihn mit allen Ehren unter der Erde hatte, brachte einer der drei Söhne des Verstorbenen den alten Groll in der „Chaise" nach Goellheim, denn es hatte zu regnen begonnen und da wollte man ihn nicht zu Fuß gehen lassen. Unterwegs erzählte der Sohn des Toten, daß man übermorgen das Testament öffnen wolle und fragte, ob man auf ihn, den alten Freund, rechnen könne, falls in dem Testament nicht alles so ganz klar sein sollte. Groll sagte selbstverständlich zu.

Die Befürchtung der Breitenbacher bestätigte sich. In dem Testament sah es schlimm aus. Es war kurz, aber es war auch danach. Es bestimmte, daß von der gesamten Hinterlassenschaft der älteste Sohn die Hälfte, der zweite ein Drittel, der Dritte ein Neuntel bekommen solle. — Mit dem baren Gelde wäre das ja ganz einfach gewesen. Auch mit den Aeckern und mit den Gebäuden hätte es sich machen lassen. Aber was sollte mit dem Viehbestand werden, mit den Kühen und mit den Pferden?

Am Tage nach der Testamentseröffnung war der Jüngste von den Breitenbachern schon wieder mit der „Chaise" in Goellheim, um den erfahrenen alten Freund zu holen. Groll ging gerne mit. Im Trab gings nach Dreisen und dann saß der alte Groll auch schon vor dem Testament. Er las und überlegte lange, dann sprach er:

„Jetzt gebt emol acht. Die Schwierigkeit liegt beim Vieh. Fangen mer mit de Küh an. Die Hälfte von 36 is 18, e Drittel is 12 un e Neuntel macht 4. Des macht zusammen 34. Do bleiben also 2 Küh übrig, die verkaafen Ihr un teilen das Geld. Schlimm es es aber mit dene 17 Gäul. Die Hälfte un e Drittel un e Neuntel, desgaeb jo lauter kaputte Gäul, un des geht nit!"

„Ja, un was machen mer dann do?" fragten die drei Breitenbacher.

„Also gebt's acht," sprach da der Alte und lachte verschmitzt in sich hinein. „Ich schenk euch en Gaul. Dann sins 18, un dann gehts. Es euch des recht?"

„Ei freilich", riefen die drei voller Freude über den Einfall.

„Gut", sagte da der alte Groll. „Also die Hälft von 18 is 9; folglich kriegt der Aelteste von euch 9 Gäul; e Drittel von 18 is 6, die gehören de Zweete, un e Neuntel von 18 macht 2, die kriegt der Jüngste von euch. — 9 un 6 un 2 macht zusammen aber nor 17. Dann sin euerm Vatter seine Gäul richtig verteilt un ich kann mein Gaul behalte. Seid ihr damit einverstande?"

„Ei freilich", riefen die Breitenbacher wieder. Aber sie waren ganz baff darüber, wie das nun zugegangen sei, daß sie den achtzehnten Gaul nicht bekamen.

Schwarzer Peter

Heitere Skizze von Walter Dach

Seit gestern war ich wieder im Heimatstädtchen . . . wieder nach zwölf langen Jahren. Kaum der Schule entwachsen, hatte mich das Leben in die Fremde geführt.

Wie der Gläubige ein Heiligtum betritt, so ehrfürchtig ging ich über die Stätten meiner Kindheit. Erinnerung über Erinnerung jubelte mir durchs Herz, eine Symphonie des Glücks, ein Klingen und Singen . . .

Doch finster wurde plötzlich mein Herz, als ich die Schule sah. Noch wenige Wochen vor meiner Entlassung hatte ich in diesem grauroten Backsteinhaus Hiebe bekommen, mordsmörderische Hiebe. Wahrhaftig, allein der Gedanke daran gab mir neue Schmerzen. Vor meinen Augen tanzte der Rohrstock, und in meinen Ohren klatschten die Schläge.

Na ja, sagte ich mir schließlich, der Lehrer erfüllte seine Pflicht, wenn auch reichlich streng. Du tatest etwas, was er selber nicht tat und was du nicht tun durftest. Damals freilich hast du dem Pauker lebenslänglich Verachtung geschworen, doch heute bist du reifer geworden, hast Abstand von dem Geschehnis, mußt deshalb großzügiger sein . . . Reiß dich zusammen, wenn du den alten im Ruhestand lebenden Herrn siehst.

Ich sah ihn abends im Ratskeller. Er saß mit dem Wirt am Stammtisch, sie langweilten sich wohl.

„Sieh da! Sieh da!" rief der alte Herr „Er ist wieder im Lande, hab' schon davon gehört. Wo stecken wir denn jetzt? Zum Gruß! erst mal vor allem. Herr Wirt, einen Ganzen für meinen Musterschüler!"

Musterschüler? Verdattert stand ich am Tisch und drehte verlegen den Hut. War ihm denn die Erinnerung an den bewußten Fall entschwunden?

Schmunzelnd brachte der Wirt drei schäumende Biere. Nun saßen wir zu dritt am Tisch. Bald hatte ich meinen Vers heruntergesagt, wo ich in zwölf Jahren überall gewesen war.

Der Lehrer stellte es selbst mit einem Achtungsschluck fest und griff dann zum Kartenspiel, das auf dem Tische lag.

„Lassen Sie uns darauf einen ordentlichen Männerskat kloppen", sagte er fröhlich und mischte die Karten. „Seit einer Stunde warten wir auf den dritten Mann."

Es verschlug mir die Stimme. „Was . . . wie denn . . . Sie . . . Sie haben auf den dritten Spieler . . .?"

Die beiden Männer glaubten vielleicht, es sei mir ein Schluck Bier in die falsche Kehle geraten — und lachten. Reihum flogen die Kartenblätter auf den Tisch.

„Halt mal!" sagte ich und ließ die Karten liegen. „Da habe ich zum Schluß meiner Erzählung noch ein Erlebnis . . ."

Die beiden horchten auf. Womöglich meinten sie, daß jetzt etwas Großes komme, denn ich hatte zwar vielerlei erzählen können, aber ein Erlebnis war eigentlich nicht dabei gewesen.

„Wenn man das letzte Schuljahr erreicht hat", begann ich, „steht man schon mit einem Bein draußen im Leben, von dem man sich goldene Freiheiten verspricht. Man macht's beizeiten heimlich den Erwachsenen nach: Man raucht, man trinkt, man flirtet . . . und man spielt Karten. Wir hatten's besonders auf das Kartenspiel abgesehen. Und da wir tagsüber wegen der Feldarbeit keine Gelegenheit hatten, nahmen wir die Schulzeit, die uns überhaupt recht geeignet dafür schien. Verbotswidrig blieben wir heimlich während der Pausen im Klassenzimmer und waren so sehr in das Spiel vertieft, daß wir eines Tages gar nicht den Lehrer bemerkten, der ans offene Fenster der Gartenseite getreten war."

„Au weih!" meinte der Wirt.

„Ja", erzählte ich weiter, „das haben wir damals auch gedacht. Und mit Recht, denn zu Beginn der nächsten Stunde gab es jämmerliche Keile. Und während wir uns noch auf den Bänken die Hosenböden vor Schmerzen abrutschten, warf der Lehrer den Stock ins Pult und holte ein Buch heraus, das wir nur selten zu sehen bekamen und dann auch nur aus der Ferne: das Schwarze Buch. Feierlich tauchte der Gestrenge die Feder ein und verewigte unsere Namen. Seine Worte dazu höre ich heute noch ganz deutlich: Wer schon so jung leidenschaftlich und für Geld Karten spielt . . . wer weiß, was aus dem mal wird! Meine Amtspflicht gebietet mir, euch einzutragen in ein Buch, das schon manchesmal bei späteren Strafprozessen Auskunft geben mußte. Möge euch die Vorsehung vor dem Schlimmsten bewahren!"

Ich schwieg, meine Erzählung war zu Ende. Der Wirt sah fragend von einem zum andern.

„Ja", sagte der Lehrer, „ich erinnere mich, wenn Sie's auch besser behalten haben als ich. Ich spielte damals noch nicht, ich hatte gar keine Zeit dafür, aber meine Herren Schüler. Nun, es ist besser gekommen, als man befürchten mußte. Sie sind ein ordentlicher Mensch geblieben." Dann wurde er wieder fröhlich und sagte lachend: „Also, mein Lieber, heute dürfen Sie ja nun in Ehren spielen. Heute dürfen Sie sogar mit dem Manne spielen, der Ihnen damals . . ."

Das war eine heitere Sache. „Aber ich muß gestehen, daß ich nicht spielen kann. Ich kenne nicht mal die einzelnen Karten."

„Das ist ja nicht möglich!" rief der Lehrer.

„Es ist so", wiederholte ich wahrheitsgetreu.

„Aber Sie spielten doch damals schon . . ."

„Schwarzen Peter, ja. Nichts, gar nichts habe ich dazugelernt. Ich habe nicht die geringste Neigung zum Kartenspiel. Sie spielten ja früher auch nicht.

„Seit ich im Ruhestande lebe, spiele ich. Die Langeweile . . ."

„Genau wie bei uns", lachte ich. „Die Lehrer wollen's zwar nicht glauben: wir hatten auch Langeweile.

„Dann habe ich Ihnen womöglich Unrecht getan?"

„Wie man's nimmt."

„Wird Buße verlangt?"

„Aber ich bitte Sie! Das heißt — vielleicht einigen wir uns auf eine Sache, die für Sie und für mich eine Qual ist."

„Und die wäre?"

„Spielen wir einige Partien Schwarzer Peter. Sozusagen zum fröhlichen Abschluß einer traurigen Angelegenheit . . ."

So geschah es. Mehr und mehr füllte sich das Lokal. Skatkiebitze kamen einer nach dem anderen heran. Als sie merkten, was gespielt wurde, gingen sie mit Huuu und Hooo an die Theke. Ich aber hatte eine diebische Freude, denn der alte Herr wurde ein über das andere Mal „Schwarzer Peter".

400000 Torguten ziehen in den Tod

Die unbekannte Tragödie eines asiatischen Volkes / Von Sven Hedin

Die chinesische Regierung hat den in China lebenden Mongolenstämmen eine gewisse Autonomie zugebilligt. Es handelt sich dabei um die Edsingol-, Alaschan-Hoschit-, Tsinghai- und schließlich die Torgut-Mongolen.

Die Torguten sind erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus Rußland nach China gezogen. Jahrhundertelang haben sie unter russischer Herrschaft gelebt, aber dann wurde die Sehnsucht, wieder in das Land des Lamaismus zurückzukehren, bei ihnen immer größer; der Ehrgeiz skrupelloser Führer schürte diese religiöse Bewegung zu hellen Flammen an, und mitten im Winter brach schließlich das ganze Volk, etwa 400 000 Menschen, all seine Habe mit sich führend, zu seinem verhängnisvollen Marsch nach Osten auf. Bedrängt von der entsetzlichen Kälte des asiatischen Festlandwinters, aufgehalten von Schneemassen, ohne Speise und Trank für Frauen und Kinder, ohne Weide für das Vieh, verfolgt von ihren Todfeinden, den russischen Bedrückern, so schleppte sich der ungefüge Troß sieben Monate lang durch Blut und Elend weiter. Ueber zwei Drittel des ganzen Volkes erlag den ungeheuren Strapazen oder sank nieder unter den Hieben der Kosaken und Baschkiren.

Nur ein trauriger Ueberrest des großen Volksstammes erreichte schließlich nach einer grauenvollen Schlacht am Balkasch-See die ersehnten Ufer des Ili. Er wurde nur durch das Eingreifen von chinesischer Reiterei gerettet. Der Kaiser Ch'ienlung hielt die Rückkehr der völlig verelendeten Torguten für eins der wichtigsten Ereignisse seiner langen Regierungszeit, und noch heute künden in der Kaiserstadt Jehol Inschriften von diesem Todesmarsch eines ganzen Volkes und von dem Eintreffen der letzten Torguten in Jehol, das alle Mongolen unter dem Zepter der Mandschu-Kaiser vereinigte. Sven Hedin hat diese in der Weltgeschichte ohnegleichen dastehende Völkerwanderung in seinem glänzend geschriebenen und erschütternden Buch „Jehol, die Kaiserstadt", der Vergessenheit entrissen. Diesem Werk entnehmen wir mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, einige Zeilen, in denen uns der Verfasser die schrecklichen Tage vor Augen führt, als ein ganzes Volk in den Tod marschierte.

*

Am 5. Januar 1771 traten 400 000 Torguten ihre Todeswanderung durch Asien an. Gouverneur Beketoff erfuhr durch seine Spione als erster von dem Aufruhr. Er warf sich in seinen Schlitten und eilte in ununterbrochener Fahrt mit immer neuem Vorspann nach Petersburg. Die Zarin empfing ihn sofort. Er konnte durch seinen Bericht erhärten, wie wohlbegründet seine Warnungen gewesen waren. Dann folgten die Nachrichten aus den Städten und Festungen an der Wolga Schlag auf Schlag. Beketoff wurde ermächtigt, den Großpristav zu verhaften. Kischinskoi starb bald danach aus Gram in seinem Gefängnis.

Mit dumpfem Hufschlag jagten die Troikas und Kuriere zwischen den beiden Schauplätzen des Geschehens, dem östlichen Wolgaufer und dem Hof in Petersburg, hin und her. Moskowiter mit verwitterten Gesichtszügen kutschierten durch die Nacht, die Gespanne wurden bei dem roten Schein der Fackeln gewechselt. Die Zarin erblaßte vor Wut über die Schlappheit ihrer Minister, die ruhig zusahen, wie ein großes Volk auf und davon ging.

Der Morgen des 5. Januar dämmert über dem Ostufer der Wolga herauf. Es ist bitter kalt. Die Sonne hebt sich über die Steppe, die Schneekristalle knistern und glänzen wie Diamanten. In jeder Viertelstunde treten 20 000 Frauen und Kinder auf knarrenden Karren die Reise an, die Schlittenkufen zischen, die Kamele brüllen, bewaffnete Reiter begleiten den Zug.

Mehr als 200 000 Frauen und Kinder setzten sich im Laufe weniger Stunden in Marsch, dem Tod entgegen. Weithin schlängelten sich die Reihen der Wandernden, der Wagen, Schlitten, Kamele und Viehherden als schwarze Bänder durch die weiße Schneelandschaft. Als der ganze Stamm seine alten Wohnsitze verlassen hatte, blieben noch einige 10 000 Reiter zurück, um die Höfe und Häuser in Brand zu stecken und so die Rückkehr unmöglich zu machen. Die Torguten verbrannten die Schiffe hinter sich, kein Weg führte mehr zum heimatlichen Herd zurück.

Ubascha Khan selbst brachte das Werk der Zerstörung in Gang. Mit flammender Fackel stieg er zum First seines wohlgezimmerten Fürstenpalastes hinauf und steckte das Gebälk in Flammen. Der Rauch unzähliger Brandstätten qualmte zum Himmel empor, die Lohe erhob sich wie bei einem Steppenbrand. Tsebek Dortsche wollte auch die russischen Städte, Kirchen und Dörfer im Umkreis niederbrennen und alle Russen töten, die den Weg der wandernden Torguten kreuzten. Dieser Plan wurde aber nicht ausgeführt, es gab Wichtigeres zu tun.

Wo blieben die 100 000 Torguten, die westlich der Wolga wohnten? Am Ostufer brannten die Höfe, die Westtorguten mußten doch die Feuerzeichen verstanden haben! Aber sie kamen nicht. Der Stamm war gerade in der härtesten Jahreszeit, mitten im Winter, aufgebrochen. Das geschah hauptsächlich deshalb, weil dann die Westtorguten auf der festen Eisdecke über die Wolga setzen konnten. Niemand weiß, warum sie nicht kamen. War das Eis noch nicht stark genug für Wagen und Kamele, oder ließen sie sich durch die russischen Truppenübungen einschüchtern, die gerade in der Nähe stattfanden? Sie blieben an der Wolga und hausen dort noch heute wie damals. Die Osttorguten waren durch den breiten Strom nicht behindert, sondern gegen Verfolgung geschützt. So rannten sie namenlosem Elend in die Arme, während ihre westlichen Nachbarn friedlich an ihren Wohnsitzen blieben.

Die Geschichte kennt kaum ein zweites Beispiel so übermenschlichen Leides. Wohl flossen Blut und Tränen, als die Hunnen und Awaren die Länder verheerten, als Tschingis Chan und Tamerlan mit ihren wilden Horden sengend umherzogen. Aber damals waren die Leiden der Opfer von kurzer Dauer. Wenn die Sonne sank, war alles vorüber, jede Klage verstummt. Die Qualen der wandernden Torguten währten sieben Monate und wurden um so grausamer, je weiter der Stamm nach Osten kam.

Das nächste Wanderziel war der Uralfluß. Der Khan hatte den Befehl ausgegeben, daß die 375 Kilometer lange Strecke bis dorthin binnen fünf Tagen zurückgelegt werden müsse. Galt es doch, zunächst möglichst schnell einen recht großen Abstand vom Feind zu gewinnen und so die Gefahr der Verfolgung durch die russischen Armeen zu verringern. In dieser Absicht wurden Menschen und Tiere maßlos überanstrengt. Die Reiter folgten dem endlosen Zug und trieben Wagenlenker und Karawanenführer zur Eile an. Nicht einmal die Hunde konnten durchhalten. Die Raben warteten auf billige Beute, ihr Schwarm segelte mit ausgebreiteten Schwingen über den Todeszug dahin, einer riesigen Trauerfahne gleich. Die Kühe gaben keine Milch mehr, Tausende von Schafen verendeten. Den Kindern fehlte die richtige Nahrung. War ein Wagen festgefahren oder trat sonst eine Störung ein, so hagelte es Peitschenhiebe, und gellendes Gezeter erhob sich. Vorwärts nach Osten, dem Heil entgegen!

Endlich war der Uralfluß erreicht. Alle freuten sich der verheißenen Ruhepause. Die Uralkosaken waren zum größten Teil zur Winterfischerei ans Kaspische Meer gezogen, doch waren noch genug zurückgeblieben.

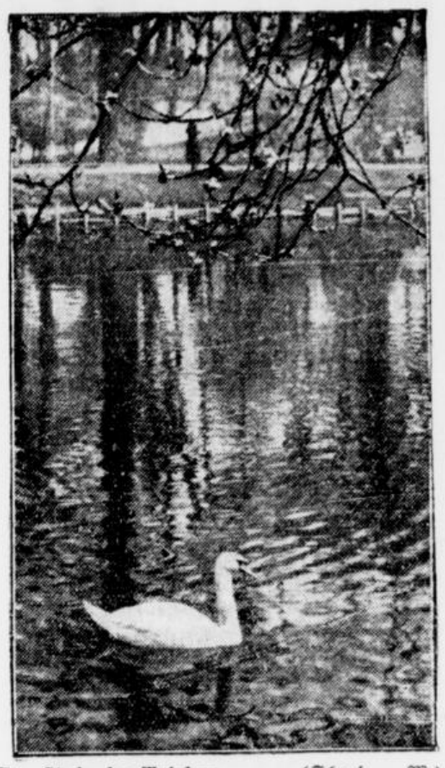
Die Festung Kulagina versperrte den Torguten den Weg. Sie forderten den Kommandanten vergebens zur Uebergabe auf. Sie selbst hatten nur wenige leichte Feldgeschütze. Am fünften Belagerungstag sprengten einige Torguten auf schnellen baktrischen Kamelen zum Zelt des Khans. Gleich darauf entstand dort lebhafte Unruhe. Es verbreitete sich das Gerücht, eine starke Kosakenabteilung habe am Tage vorher eine von Ubaschas Stellungen angegriffen. Der Uloß oder Clan Feka Tschor sei in einem mörderischen Gefecht bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Die Torguten hatten 9000 ihrer besten Krieger verloren. Schonung war weder erbeten noch gewährt worden. Die Kosaken hatten schon lange in blutiger Fehde mit den Leuten von Feka Tschor gelebt und wollten sich obendrein durch einen glücklichen Schlag gegen die Auswanderer bei der Zarin in besondere Gunst setzen. Der Clan stand an der äußersten Flanke, über 200 Kilometer vom Hauptquartier entfernt. Der Khan hatte daher nicht einmal Entsatz schicken können.

Die Torguten mußten in sehr breiter Front marschieren, um ihr Vieh auf die Weide treiben zu können. Dadurch war die Zusammenziehung ihrer Streitkräfte erschwert. Als die Schatten der Nacht sich über die kirgisische Steppe breiteten, lagen 9000 tote Krieger im Schnee. Die Raben ließen sich auf das Schlachtfeld nieder, der Leichengeruch lockte die Wölfe aus weitem Umkreis herbei. Grabesstille lag über der Steppe, die Sterne übergossen bleiche Antlitze mit ihrem zitternden Licht. Erloschene Augen richteten den gebrochenen Blick nach Osten, dorthin, wo das Land der Verheißung lag.

Die Belagerung wurde sofort aufgehoben, Trompeten und Pauken riefen zu beschleunigtem Aufbruch.

Der nächste Fluß war der Turgai. An seinen Ufern hofften die Flüchtigen ruhen zu können, dort mußte die Verteidigung gegen die Verfolger, namentlich gegen die ob ihres Sieges übermütigen Kosaken, leichter sein. Unterwegs mußte der Zug einen Paß zwischen zwei Bergketten erzwingen. Dort konnten die Kosaken, wenn sie nur schnell genug an Ort und Stelle waren, den Zug der Torguten aufhalten. Gelang ihnen das, so hatten wahrscheinlich auch die in aller Eile aufgebotenen russischen Truppen die Möglichkeit, den Ausreißern in den Rücken zu fallen. So begann der Wettlauf zwischen Torguten und Kosaken. Dabei hatten die Kosaken alle Vorteile für sich. Sie kannten die Gegend genau und konnten als leichte Reiter viel schneller vorrücken als die Torguten, die durch Weiber, Kinder, Viehherden und Troß behindert waren. Statt daß die Tagesmärsche kleiner wurden, mußten sie noch gesteigert werden.

Die Frauen hörten mit Entsetzen, was geschehen war. Mehrere tausend Witwen beklagten den Tod ihrer Männer und hatten die Stütze verloren, deren sie unterwegs so sehr bedurften. Ohne ihre gefallenen Männer auch nur ein letztes Mal gesehen zu haben, wurden sie weiter nach Osten gejagt. Sie begriffen, daß ihnen nichts übrig blieb, als ihre Trauer in neuen Entbehrungen zu ersticken.



Der Stolz des Teiches (Scherl — M.)

Mäuse überfallen ein Land

Erinnerungen an eine der rätselhaftesten Naturkatastrophen in Deutschland

Im Frühjahr des Jahres 1585 war es. Das Oderbruch, zu jener Zeit von Seen und Kanälen und dem Oderstrom durchzogen, hatte seit langen Jahren keinen so niedrigen Wasserstand gehabt. So ging man daran, im Bruch an den wasserfreien Stellen Schilf und mit Schlamm bedecktes Gras abzuschneiden, das dem Wachstum des neu keimenden Grases hinderlich war. Das Schilf und Schlammgras ließ man liegen, trocken werden und zündete es dann an.

So geschah es auch in diesem Frühling, und zwar nach der damaligen Gewohnheit an einem Tage im ganzen Bruch. Und man feierte den Tag, in der Hoffnung auf ein gutes Weidejahr und eine gute Heuernte. Man war fröhlich beieinander, lachte und scherzte. Jauchzend sprangen die Kinder über das brennende Gras; nachdenklich blickten die Alten den ziehenden Rauchwolken nach, sich der gleichen Freudentage aus der eigenen Jugend erinnernd.

Der Abend brach herein. Man begab sich in die armseligen Häuser zur Nachtruhe. Doch kaum hatte der erste Schlummer sich auf die Müden herabgesenkt, als ein vieltausendstimmiges eigentümliches Pfeifen, begleitet von „schlupfendem Gange" die Schläfer aus der Ruhe emporschreckte. Eilig sprangen sie aus den Betten, doch kaum hatten sie die Füße zur Erde gestellt, so merkten sie, daß der Boden sich bewegte und schwankte. Sie stürzten auf die Straße, doch auch hier war es nicht besser. Grausen und Schrecken erfüllte die Menschen. Heulend und schreiend lief man zu den Kähnen, um das bedrohte Leben in Sicherheit zu bringen; nur einige beherzte Männer blieben zurück. Sie entzündeten Holz, und beim Schein der spärlich leuchtenden Flamme merkten sie, daß das Gepfeife von einer Hunderttausende zählende Mäuseschar herrührte.

Woher die Tiere gekommen waren, wußte niemand, genug, sie waren da. Und ihre Zahl vergrößerte sich von Tag zu Tag. Nicht nur über das ganze Oderbruch verbreiteten sie sich, sondern bis Strausberg und Königsberg in der Neumark. Das Wasser hinderte nicht ihr Vordringen. Ihrer Zahl nach schienen es Millionen zu sein. Ungeheuren Schaden richteten sie an; denn ihre Freßlust war so groß, daß sie die Saat aus der Erde herausscharrten und verzehrten. Alles, was nur irgendwie genießbar war, fiel ihnen zum Opfer, ihren Weg bezeichnete grenzenlose Verwüstung in Haus, Küche, Keller, Garten und Feld. Der Gerichtsschreiber Haftitins sagt in seiner Beschreibung dieser Plage, es sei das Land so voller Mäuse gewesen, daß die Leute, welche darauf gingen, bis an die Knöchel einsanken.

Dieses Vorkommnis in einer Zeit, in der der Aberglaube noch seine unheilvolle Macht über die Menschen hatte, versetzte die Gemüter in größte Aufregung. Die Geistlichen hielten die Mäuseplage für eine Strafe Gottes, deshalb wurden besondere Gottesdienste abgehalten. Die abergläubische Menge aber sah darin die Vorboten besonderer folgenschwerer Ereignisse. Alle Versuche, die Mäuse zu vertilgen, blieben erfolglos. Immer neue Scharen tauchten auf und setzten die Verwüstung fort. Erst im Sommer 1585 war eine allmähliche Abnahme der Mäuseplage zu bemerken, bis schließlich das Bruch im Herbst befreit war. Man hat nicht feststellen können, wohin die Mäuse abgezogen sind. Im Jahre 1586 trat dann eine gewaltige Teuerung im ganzen Lande ein, die man vorausgesagt hatte. Und rund 100 Jahre später, 1681, kam eine neue Mäuseplage, jedoch bei weitem nicht so stark wie im Unglücksjahr 1585. Der damaligen Forschung gelang es nicht, eine greifbare Erklärung für die Mäuseplage von 1585 zu finden, obwohl die Sache auch staatlicherseits in die Hand genommen wurde. A. Neß



„Prosit!" (Atlantic — M.)

Westfälische Städtebilder ...

Lünen a. d. Lippe

Lünen ist eine alte Stadt, vielleicht sogar neben Soest die älteste Stadt Westfalens — an der Mündung der Seseke in die Lippe. Anheimelnd begrüßen uns die alten poesievollen Winkel und Gassen mit ihren weißgetünchten Fachwerkhäusern. Morsch sind die alten Steine, die alten Giebel, aus denen uns ein Hauch verklungener Romantik entgegen weht und von längst vergangener Zeit erzählen.

Krumm und winklig ist die alte Mauerstraße, die an klaren Frühlingstagen einen reiz- und stimmungsvollen Anblick bietet. Wir sinnen oft lange nach, als passe diese Poesie nicht mehr in die heutige Zeit. Aber noch



Altstadt — Ein malerischer Winkel

heute lebt jene Zeit fort in ihren zahlreichen Liedern, die sich nimmer von unserem Herzen und Munde trennen können und nicht lösen wollen, weil sie Heimstätten in ihnen fanden.

Auch der Marktplatz zeigt noch alte Bauten und doch erinnert der großstädtische Betrieb am Abend nicht mehr an den früheren stillverträumten Ort.

Vom Bahnhof in Lünen führt links die Landstraße über die Lippe in die herrliche Umgebung — nach Schloß Kappenberg. Am Eingang zum Wald steht links die Steinbuche mit einer Bank, dem Lieblingsplatz des Freiherrn vom und zum Stein während seines Aufenthaltes in Kappenberg.

An klaren Frühlings- und Sommertagen wandern viele Menschen hinaus und durch die waldige Hügellandschaft, aber wer Zeit hat, mache eine Wanderung durch die Altstadt, man wird sich wundern über die schönen alten Fachwerkhäuser.

(Bilder: Jos. Oehle)



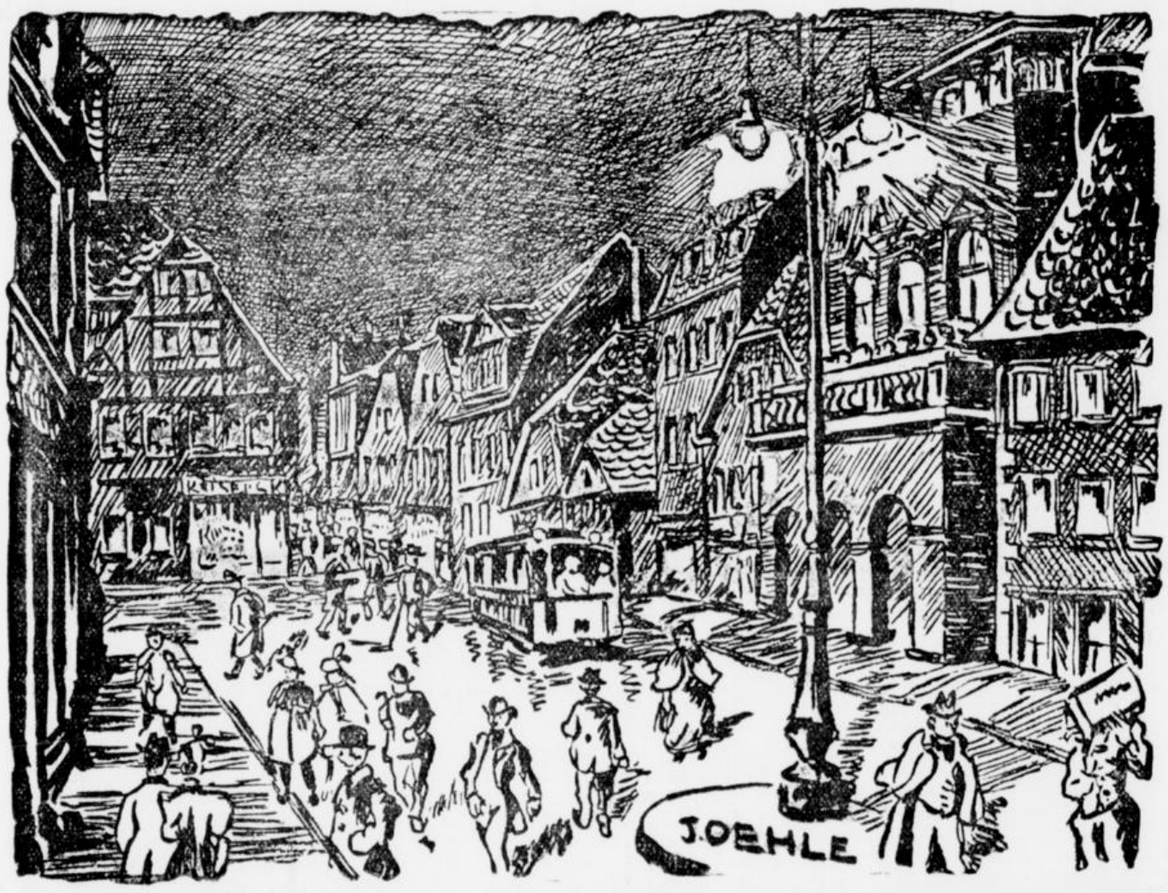
Bild oben:

Mauerstraße

Einer der schönsten malerischen Straßenwinkel von starker romantischer Wirkung



Steinstraße — Unterführung — im Hintergrund eine Kolonie



Markt und Rathaus

Hauptstraße des Abends bei vollem Betrieb

Ein Mann aus Lemgo erforscht Japan

Von O. E. Becker

Auf dem Marktplatz zu Lemgo steht das Denkmal eines Mannes, von dem nur wenige etwas wissen werden — auch die Lemgoer nicht. Es ist der deutsche Arzt Engelbert Kämpfer, der als erster Europäer Japan planmäßig erforscht hat. Seine Heimat war ihm durch die Hexenprozesse verleidet worden; so ging er ins Ausland, studierte an verschiedenen Universitäten, zuletzt in Upsala, wo er sich einer schwedischen Gesandtschaft anschloß, die durch Rußland nach Persien reiste. Im Jahre 1690 betrat er endlich, im Dienste der holländisch-ostindischen Handelskompagnie, Japan.

Es war damals gefährlicher Boden für jeden Europäer. Niemand dürfe, solange die Sonne über die Welt scheint, zu Schiff nach Japan kommen, nicht einmal als Gesandter, hatte der Shogun Iyemitsu befohlen. Jedem Fremden, insbesondere aber jedem Europäer war das Betreten des Landes bei Todesstrafe verboten. Die Holländer wurden nur widerwillig geduldet, sie hatten ihre streng bewachte Handelsniederlassung auf der kleinen, der Stadt Nagasaki vorgelagerten Insel Deshima.

Als das Schiff im Hafen einlief, wurde die Mannschaft zusammengerufen, und alle mußten ihre Kreuze und Heiligenbilder abliefern, denn niemand durfte an Land ein christliches Zeichen bei sich führen. Der Christenhaß der Japaner war unerbittlich, die Verschließung des Landes, die noch bis zum Jahre 1850 dauerte, lag in ihm begründet. Die Holländer nämlich waren die „Erben" der Portugiesen, die sich ehedem viele Rechte erworben und einen einträglichen Handel mit dem Lande getrieben hatten. Unter Führung des Paters Franz Xaverius begann eine überaschend erfolgreiche Christianisierung, aber das Verhalten der portugiesischen Kaufleute führte schließlich zur Vertreibung der Fremden, zum Verbot des Christentums und der vollständigen Ausrottung aller derjenigen, die sich zu der neuen Lehre bekannten: Die Geschichte spricht von der Niedermetzelung von 50 000 Menschen. Andere Quellen sagen, daß es sogar 200 000 gewesen seien.

Auch Engelbert Kämpfer wäre diesem Haß um Haaresbreite zum Opfer gefallen. Er hatte sich zu weit vorgewagt. Die Stadt Nagasaki zeichnend, war er überrascht und abgeführt worden. Qualvolle Tage brachte er in einem finsteren Gefängnis zu. Ratten raubten ihm den Schlaf. Schließlich wurde er vor ein Gericht geführt und in ein gefährliches Kreuzverhör genommen. Schnell merkte er, daß man ihn als Christ und geheimen Abgesandten des Papstes zu entlarven gedachte. List rang mit List. Schließlich schenkte ihm ein Zufall die Freiheit. Trotzdem fühlte er sich nicht gewarnt. Seine Liebe zu dem beharrlich sich verschließenden Lande war größer als alle Vernunft.

Man sagt den Japanern nach, daß ihre Wißbegierde und Lernfreudigkeit unbegrenzt sei: So war es auch damals schon. Diesen Eigenschaften allein verdankte Kämpfer es, daß es ihm überhaupt gelang, sein Ziel zu erreichen. Er beobachtete, daß Mino, sein junger japanischer Diener, sich für seine Instrumente und Bücher interessierte. Im Gespräch mit ihm erfuhr er, daß die medizinischen Kenntnisse seines Volkes sehr im argen lagen. Mit verblüffender Schnelligkeit erlernte Mino die holländische Sprache, so daß er imstande war, die Bücher Kämpfers selbst zu studieren. Als Gegenleistung empfing der Deutsche Unterricht im Japanischen und Aufklärung über alle Fragen des Landes und Volkes, und vor allem aber gewann er die unwandelbare Treue des jungen Dieners.

Sie sollte sich bald bewähren. Die Holländer mußten alljährlich einmal vor dem Shogun in Jedo — dem heutigen Tokio — erscheinen. Unter strenger Bewachung wurden sie durch das Land geführt. Auf diese Reise gründete Engelbert Kämpfer seinen Plan. In einer großen Schachtel bewahrte er seinen Kompaß, um Lagepläne anfertigen zu können, versah sich reichlich mit Zeichenmaterial und trat dann die große Reise an. Jede Gelegenheit nutzte er, um Zeichnungen von Pflanzen anzufertigen, die Landschaft zu studieren, die Sitten und Bräuche des Volkstums sich einzuprägen. Bis tief in die Nächte hinein schrieb er dann seine Beobachtungen nieder.

Die Besiedlung des Landes ist schon damals außerordentlich dicht gewesen. Man schätzte die Bevölkerungszahl auf 30 Millionen Menschen. Kämpfer lobt den Charakter des Japaners, seine Härte und Anspruchslosigkeit, seinen Todesmut. Trotz der ungezügelten Wildheit, ja Grausamkeit der Kriege stand die Kultur auf einer hohen Stufe.

Schließlich war Jedo erreicht. Der Shogun empfing die Kaufmannschaft höflich, wie der Vertrag es vorschrieb. Zwar durfte keiner der Fremden ihn von Angesicht sehen. Er und seine Familie saßen hinter einem Vorhang verborgen, durch den sie mit den Holländern verhandelten und die seltsamsten Dinge verlangten. Die Weißen mußten heimatliche Tänze vorführen. Sie mußten zeigen, wie europäische Liebespaare sich umschlingen und liebkosen, und Kämpfer schließlich sollte ein Mittel zur Verlängerung des Lebens bekanntgeben. Immerhin wurde der Zweck des Besuches erreicht, der Vertrag erneuert. Nachdem man den Fremden noch ein prachtvolles Fest gegeben und ihnen alle die Kostbarkeiten und Schönheiten der Paläste und Gärten gezeigt hatte, konnten sie die Rückreise durch das blühende Land antreten.

Nicht viel später kehrte Engelbert Kämpfer in die Heimat zurück. Er war fast 50 Jahre alt, als er dort eintraf, und beabsichtigte, in der Nähe von Lemgo zurückgezogen zu leben und die Aufzeichnungen seiner Reisen zu sichten und niederzuschreiben. Das Schicksal vergönnte ihm diese Ruhe nicht. Der Rest seines Lebens verlief unglücklich. Erst zwölf Jahre nach seinem Tode erschien sein großes, noch heute in vieler Hinsicht grundlegendes Werk „Geschichte und Beschreibung Japans". Es erschien aber in England, weil sich in der Heimat kein Verleger fand. Die „Amoenitatis exoticae" sind volkstümlich geschrieben und geben ein Bild aller Reisen. Erst heute, fast 250 Jahre nach seinem Tode, wird sein Werk auch größeren Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht.

Der Fluß

Wohin der Fluß will, keiner ahnt es schon;
Nur von den Bergen, weiß man, kam er her,
Und in der Ferne irgendwo das Meer
Wird ihn empfangen, festlich, wie den Sohn.

Noch aber ist er Wiesen zugesellt,
Und Bäume scharen sich an seinen Rändern
Und weh'n ihm zu aus allen Heimatländern:
So wächst er heimlich größer in die Welt.

Und ist am Ende, wo der Weg verrann,
Im Schoß der mütterlichen Ozeane,
Ewiger Vater, unsterblicher Ahne,
Derselbe wieder, der voreinst begann.

Heinz Rusch.

Frauenwelt und Heim . . .

17 Millionen Hausfrauen im Kampf gegen die Sommerhitze

Die Nahrungsmittel müssen vor Vernichtung bewahrt werden. Die „Kühlkette" darf nicht abreißen

An der Vergrößerung der Nahrungsfreiheit kann jede deutsche Hausfrau mitarbeiten. Ihr fällt die wichtige Aufgabe zu, die eingekauften Waren vor dem Verderb zu bewahren und so nicht nur für ihre Wirtschaftskasse, sondern für die gesamte deutsche Volkswirtschaft Ersparnisse zu machen. Im Sommer muß der Kampf gegen die Hitze ganz besonders energisch geführt werden. Zur Vertiefung dieser Erkenntnis rufen jetzt Reichsnährstand und Fachorganisation alle 17 Millionen Hausfrauen auf, durch zweckmäßige Lagerung und Kühlung die Lebensmittel vor der Sommerhitze zu schützen. Wie wichtig dieser Kampf für unsere Volkswirtschaft ist, geht schon daraus hervor, daß der Wert der durch schlechte Pflege verderbenden Nahrungsmittel jährlich größer als der unserer gesamten Kohlenförderung ist!

Da im Sommer die Ursache der Vernichtung von Nahrungsmitteln die Hitze ist, gilt ihr also in erster Linie die Kampfansage. Leider kann man ihr nicht anders als durch Kühlung entgegentreten. Verfolgen wir einmal den Weg leicht verderblicher Lebensmittel von der Erzeugungsstätte bis zum Verbraucher, so werden wir finden, daß Eisenbahn, Auto und Schiffahrt alles tun, um durch Verwendung besonderer Kühlvorrichtungen die Ware frisch zu halten. Auch der Kaufmann sorgt für eine Lagerung der Waren in kühlen Räumen. Wenn sich nun so viele Stellen ernsthaft um die Frischhaltung der Lebensmittel gekümmert haben, so werden ihre Anstrengungen vergeblich, wenn der letzte Verbraucher, die Hausfrau, durch unachtsame Aufbewahrung der Speisen die Vernichtungsarbeit der Sommerhitze zuläßt. Es ist also Pflicht der Hausfrau, für eine geschlossene „Kühlkette" zu sorgen und so allen anderen Hausfrauen zu helfen.

In vielen Fällen bedarf es für die Frischhaltung der Nahrungsmittel keiner besonderen Geräte und Apparate. Den meisten ländlichen Haushaltungen steht ein kühler Keller zur Verfügung, in welchem selbst die Milch einen Tag über haltbar ist, obwohl draußen die Sonne brennt. Muß man etwas für die Durchlüftung von Vorratsräumen tun, wird oft ein kleiner Ventilator gute Dienste leisten. Ein anderes billiges Kühlmittel ist das Wasser. Der in einer Wasserschüssel aufbewahrte Milchtopf oder die in Wasser gelegte Butter sind zwar etwas „altmodische" Kühleinrichtungen, aber darum nicht zu verwerfen. Erhöhen kann das Wasser die Kühlwirkung dadurch, daß es durch die doppelten Wände eines Wandschrankes geleitet wird, in welchem die leicht verderblichen Speisen aufbewahrt werden. Allerdings ist darauf zu achten, daß die Doppelwände nicht dem Druck des Leitungswassers ausgesetzt werden. Für die Frischhaltung kleiner Mengen von Butter oder Wurst gibt es metallene Kühlglocken mit doppelten Wandungen oder mit einer inneren Berieselungsvorrichtung. In Stadthaushaltungen, in welchen die Speisekammern sehr warm sind, haben sich diese Kühlglocken bewährt.

Zu den verbreitetsten Kühlmitteln im Haushalt gehört der Eisschrank. Das in ihm oben aufbewahrte Wassereis kühlt die Luft im Vorratsraum ab und hält sie infolge des Temperaturunterschiedes zwischen den verschiedenen Höhenlagen in schwacher Bewegung. Allerdings schmilzt das Eis zu Wasser und muß erneuert werden. Da jedoch die Wände der Eisschränke gut isoliert sind, kann die Hausfrau bei Aufstellung des Eisschrankes an einem kühlen, luftigen Ort bei nicht allzu großer Hitze mit einer zweimaligen Eisbeschickung in der Woche auskommen. Für kleine Haushaltungen eignen sich die Kühlkisten, die zwar nur wenig Butter, Wurst, Fleisch und Bier aufnehmen, aber nicht nur im Betrieb, sondern auch in der Anschaffung sehr billig sind.

Man hat sich oft darum bemüht, an Stelle des Wassereises das sogenannte Trockeneis, feste Kohlensäure, in den Haushaltseisschränken einzuführen. Bis heute ist Trockeneis für Haushaltungen nicht wirtschaftlich, weil es „zu kalt" und darum zu wertvoll ist.

Zu den vollkommensten Kühleinrichtungen gehören die nach chemisch-mechanischem Verfahren arbeitenden Kühlschränke. Ihre Anschaffung ist eine nicht ganz billige Angelegenheit, dafür ist ihr Betrieb allerdings sehr billig. Man unterscheidet Kühlschränke ohne und mit Maschine. Erstere arbeiten physikalisch, ohne irgend einen sich bewegenden Teil im Innern zu besitzen. Für ihre Inbetriebhaltung werden Strom, Gas, Propan oder Petroleum verwendet. Demgegenüber arbeiten die mit einem Kompressor ausgerüsteten Kühlschränke ausnahmslos mit elektrischer Energie. Sie haben den anderen Typen gegenüber den Vorzug, daß sie sehr elastisch sind, d. h. in kurzer Zeit sehr niedrige Temperaturen erzeugen können, und auch im Energieverbrauch sehr sparsam arbeiten. Den Ausführungen aller Systeme von Haushaltkühlschränken ist das Fehlen von Wasseranschlüssen eigentümlich. Die Kühlschränke erfordern keine Wartung, sondern halten die vom Verbraucher gewünschte Temperatur automatisch inne. Sie können bis auf etwa 10 Grad unter Null heruntergekühlt werden, wobei die Hausfrau allerdings darauf achten muß, daß bei dieser Arbeitsweise kein Fleisch, kein Gemüse oder keine Flaschen im Schrank stehen dürfen. Man benötigt diese Temperaturen nur zur Herstellung von Speiseeis und dergleichen.

In Deutschlands Haushaltungen ist von einer regelmäßigen Kühlung der Speisen noch nicht viel zu merken. Erst etwa ½ Prozent besitzen einen Kühlschrank, und die Zahl der Eisschränke und anderer Kühlmittel wird auch nicht groß sein. Wird die Kühlung aber durch Schulung der Hausfrauen gefördert, so werden sich auch für unsere Wirtschaft merkliche Ersparnisse einstellen. Diesem Ziel dient die gegenwärtige Aktion der Regierung und des Reichsnährstandes.



Vor dem Start

(Weltbild, M.)

Von, für und über Frauen

Frauenschicksal im Orient

Als Paradies der Frauen gilt, so weit es sich um den Osten handelt, Burma, wo die Frauen nicht minder frei sind als in europäischen Ländern. Sie heiraten erst, wenn sie selber wollen, und in vielen Fällen wählen sie sich ihren Mann selbst, etwas, was man in jenen östlichen Ländern noch vor kurzem für völlig unmöglich gehalten hätte. Selbst in Indien ist eine gewisse Modernisierung des Lebens der Frauen zu bemerken. Nur die Lage der Hindufrauen ist noch immer sehr unerfreulich, besonders wenn der Mann stirbt. Denn während die Mohammedaner den Witwen die Wiederheirat gestatten, ist für die Hindu-Witwen die Lage sehr trostlos. Für sie schließt mit dem Tode des Gatten das Leben sozusagen ab. Vor kurzem wurde festgestellt, daß in Indien fast eine halbe Million Witwen leben, die noch nicht sechzehn Jahre alt sind; von diesen Witwen waren etwa 20 000 Kinder unter sechs Jahren! Hindus und Mohammedaner dürfen mehr als eine Frau haben, das mohammedanische Gesetz läßt vier Frauen und jede beliebige Zahl von Nebenfrauen zu, aber in der Regel machen nur die reichen Männer von dieser Erlaubnis Gebrauch. Denn die Ehemänner sind dahintergekommen, daß es kostspieliger ist, mehr als eine Frau zu haben; auch scheuen sie die häuslichen Streitigkeiten, die oft durch einen Harem entstehen.

Eine weiße Frau unter Menschenfressern

Die Engländerin Evelyn Cheesman hat das Studium der tropischen Insekten zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Sie hat sich länger als ein Jahr auf der Insel Malekula, die zu den Neuen Hebriden gehört, aufgehalten, wo eine wahre Treibhaustemperatur herrscht und Malaria und Schwarzes Sumpffieber verbreitet sind. Obwohl die Eingeborenen zu den Kopfjägern gehören, blieb die weiße Frau unbehelligt, da man sie für eine Art „Ueber-Busch-Teufel" hielt. Man glaubte, daß die bösen Geister des Busches ihr nichts anhaben könnten. Sie kam allmählich auf freundschaftlichen Fuß mit dem Häuptling des Kannibalenstammes der Nambas, der selber die Menschenfresserei abschaffen will und bei vielen Gelegenheiten das Menschenfleisch bereits durch Schweinefleisch ersetzt hat. Aber er erklärte ihr auch, daß die Gewohnheit nicht so leicht auszurotten sei, denn wenn die Wilden ihren getöteten Feind verzehrten, so täten sie das, damit der Geist des Gemordeten ihnen und ihrem Stamm keinen Schaden mehr tun könne. Die Forscherin besuchte bei ihren verschiedenen Reisen auch die Galapagos-Inseln und verbrachte ein ganzes Jahr im Innern von Neu-Guinea. Von dieser letzten Expedition allein hat sie nicht weniger als 42 000 Insekten für das Britische Museum in London mit heimgebracht.

Die Stiefmutter ihres eigenen Mannes

Eine Engländerin, die seit zwanzig Jahren in Frankreich lebt, eine gewisse Frau Roux, hat kürzlich eine sehr unangenehme Feststellung gemacht. Während des Krieges verliebte sie sich in einen jungen französischen Offizier und heiratete ihn. Jetzt hat sich ergeben, daß damals irgendwie die Papiere verwechselt wurden und daß sie in der Tat mit dem Vater ihres Ehemannes verheiratet ist. Es ist jetzt Klage auf Ungültigkeitserklärung dieser Ehe eingeleitet worden; bis dieser Fall aber von den Gerichten entschieden ist, bleibt sie die Stiefmutter ihres eigenen Mannes.

Die Hand registriert die Umwelt

Von Rolf Reißmann

Der Inder hielt sich nur vierzehn Tage in der Reichshauptstadt auf. Er war schwer zu fassen, denn er wurde von Gesellschaft zu Gesellschaft weitergereicht wie ein Riechfläschchen. Er sagte nämlich aus den Handlinien die Zukunft. Nicht, wie das eine Zigeunerin tut; nein, er war ein kluger und hochgelehrter Mann. Und deshalb wollte ich ihn sprechen: nicht, um mir die Zukunft sagen zu lassen, sondern, um ihn zu fragen, wieso ein kluger und hochgebildeter Mann derlei Hokuspokus zu rechtfertigen weiß.

„Wissen Sie," sagt er und blickt mich mit großen, gütigen Augen an, „die Geschichte ist gar nicht geheimnisvoll. Sie beruht nur auf einer Lehre, die euch Westländern heute nicht mehr geläufig ist. Das heißt: ein bißchen wißt ihr auch noch von ihr. Redet ihr nicht auch von Fingerspitzengefühl?"

„Fingerspitzengefühl? Aber natürlich!"

„Man sagt: ‚Jemand hat es in den Fingerspitzen.' Das heißt: er fühlt und spürt Dinge, die er nicht hören und sehen kann. Er nimmt sie durch die Fingerspitzen auf. Die Fingerspitzen sind nämlich ein ganz besonders empfindliches Organ; und nicht nur die Fingerspitzen, sondern die ganzen Finger, ja die ganze Hand."

„Das ist mir vorläufig noch ein wenig unklar."

„Jeder Mensch sendet einen bestimmten Strom, ein bestimmtes Fluidum aus. Das sind die Ströme der Antipathie und der Sympathie, die wir alle spüren. Vor hundert Jahren bereits hat Reichenbach diese Ströme das ‚Od' genannt. Sie treten, wie stets bei Strömen, aus den Spitzen am besten aus; beim Menschen also aus den Fingerspitzen. Sie sind sozusagen Antennen, Sendeapparate, gleichzeitig aber sind sie auch Aufnahmeapparate. Es ist genau wie bei den Ameisen."

„Bei den Ameisen?"

„Ich habe in meiner indischen Heimat viele Versuche mit Ameisen ausgeführt. Wenn eine Ameise auf einem Tisch etwas Gutes gefunden hat, so läuft sie nicht wieder hinunter und holt ihre Kameradinnen. Sie richtet den Oberkörper auf und hantiert mit den Vorderbeinen in der Luft herum. Sie telegraphiert. Und man kann sehen, wie ihre Kameradinnen ebenfalls die Beine in die Luft heben, sie nehmen die Nachricht auf und kommen. Die Hände des Menschen sind ähnliche Aufnahme- und Sendeapparate."

„Aber davon hat man doch wissenschaftlich nie etwas gehört!"

„Gewiß, weil man diese Ströme noch nicht gemessen hat. Aber wenn man etwas bisher noch nicht messen konnte — deshalb kann es doch da sein, nicht wahr? Denken Sie einmal daran, was für wundervoll beseelte Hände es gibt! Was für ein Ausdruck in einer Hand, ja in einem einzelnen Finger liegen kann! Das zeigt, daß die Hände ein seelisches Organ sein müssen. Durch sie hindurch streichen die Ströme, die der Mensch in die Welt abgibt, und die Ströme, die der Mensch aus der Welt aufnimmt."

„Aber wieso wird denn dadurch die Form der Hände beeinflußt?"

„Die Form der Hände ist zunächst bestimmt durch den eingeborenen Charakter des Menschen. Damit ist aber zugleich bestimmt, wie er die Einflüsse der Außenwelt aufnimmt. Da ist ein schöner, glatter Frauenfinger, vorn rundet er sich schmal und konisch, alles an dem Finger ist Harmonie und Zartheit. Daran sieht man, daß die Ströme des persönlichen Wesens glatt und freundlich aus den Fingern fließen. Dieser Finger aber sagt auch, daß alle Dinge der Umwelt leicht in die Frau hineinfließen; sie nimmt viel und gern und leicht auf, ohne Hemmung. Und nun denken Sie sich eine knotige Männerhand. Sie hat schmale Finger, aber Knoten an jedem Fingerglied. Das heißt: Dieser Mensch teilt sich schwer mit; sein Strom fließt nicht glatt aus ihm heraus; und er nimmt schwer auf; er läßt nicht die Ströme der Geschehnisse in sich eindringen, sondern dreimal, an jedem Fingerglied, ist dem Strom ein Halt, ein Hindernis gesetzt: die Kritik, die Ueberlegung, das Mißtrauen. Das ist ein Mensch, der alles, was auf ihn eindringt, erst prüft, eine philosophische Natur, die es im Leben oft schwer hat."

„So hängt also die Handform aufs innigste mit der Erlebnisform des Menschen zusammen?"

„Gewiß! Und nun gehen wir weiter. Sehen Sie: Die Handlinien — die Handlinien sind gar nichts anderes als die Stromlinien eines Menschen. Sie zeigen an, ob die Ströme gebrochen oder ungebrochen in und aus dem Menschen hinein- und hinausgehen. Ein kleines Beispiel: Da gibt es Menschen, bei denen zieht sich die Kopflinie ganz schnurgerade und ohne kleinste Unterbrechung quer durch die Hand. Diese Menschen sind ausnahmslos Idioten. Warum? Der Austausch zwischen Innenwelt und Außenwelt ist gesperrt, und an der Stelle der Sperrung verläuft symbolisch quer über die ganze Hand die Sperrlinie, sichtbar für jeden, der sehen will. Ist die Kopflinie nicht zu streng, aber stark durchgeführt, so ist es klar, daß bei solchen Menschen zwar der Kontakt zwischen Außen- und Innenwelt da ist, aber jedes Ereignis sozusagen über eine Schwelle, nämlich über die Schwelle des Intellekts, springen muß. Je gebogener die Kopflinie ist, um so hemmungsloser und kritikloser kann sich der Austausch zwischen Innenwelt und Außenleben vollziehen."

„Und auf diese Weise glauben Sie jede Linie erklären zu können?"

„Jede! Nehmen wir etwa die Schicksalslinie, die meist vom Mittelfinger bis zur Handwurzel läuft. Sie ist die eigentliche Verbindungslinie zwischen Innen und Außen. Sie drängt eine Fülle von äußeren Erlebnissen, die durch die Finger eindringen, nach dem Handrücken hinab; die Seite des Daumenballens nämlich ist die persönlichere Seite der Hand, die Seite nach dem Handrücken zu die unpersönlichere. An der Lage der Schicksalslinie, die sozusagen die Grenze ist zwischen Innen und Außen, kann man also genau sehen, wie weit der Mensch nach innen gekehrt ist, und wie weit und wie sehr er nach außen lebt. Und daß sie Schicksalslinie heißt, ist ganz richtig: denn die Grenze zwischen Innen und Außen, die ein Mensch lebt — das eben ist die Linie seines Schicksals."

Der Inder erhebt sich. „Damit ist auch erklärt, warum Handlinien sich oft rasch verändern. In acht, in vierzehn Tagen sind manchmal neue kleine Linien da, während andere verschwunden sind. Im Charakter hat sich nichts verwandelt, aber in der Umwelt hat sich etwas gewandelt. Ströme sind in den Menschen hineingeflossen und haben schon das Bild der Hand verändert, ehe er es selber weiß oder in seinem Charakter, seiner geistigen Einstellung, seiner Gesundheit irgendeine Veränderung spürt. Aber der Handleser sieht das Neue schon. Er sieht: Halt! Da kommt etwas Fremdes. Das gilt für kurze Veränderungen, das gilt aber auch für allmähliche, lang andauernde Umformungen. Eben, weil die Handlinien das erste Eindringen des Fremden sofort verzeichnen, kann der Handleser schon Dinge sehen, die sich erst vorbereiten."

Wiedersehen mit Hans Albers

Da saß ich also wieder einmal bei Hans Albers in der Lennéstraße. Genau wie vor sieben Jahren, als wir uns das letztemal sahen. Mein Gott, was ist alles seitdem passiert, was hat sich nicht alles geändert, was ist in den Jahren aus Hans Albers geworden, der gar nicht so froh war wie heute, in seiner Dreizimmerwohnung, in der nur das Schlafzimmer einigermaßen möbliert und das Herrenzimmer mit Ach und Krach als solches zu erkennen war.

Stolz ging er damals durch die leeren Zimmer, die leere Diele und hielt mir einen ernsten Vortrag über das, was noch alles dahin und dahin sollte. In die Diele ein alter Spiegel, flankiert von Kerzen in Empirehaltern, eine Kommode, früher Biedermeier, und eine Dielenlampe, handgeschmiedet, mit Ochsenhautschirm. Interessiert folgte ich der Phantasie des Schauspielers, der in einem gänzlich kahlen Raum ein Trinkzimmer mit Worten vor mich hinzauberte, daß ich beinah glaubte, die Flaschenbatterie zu sehen, den derben Holztisch, die Eisenleuchter darüber, die Kaminsessel, die Strohmatten auf dem Fußboden . . . aber es waren die kahlen Wände. — Und die Bühnentätigkeit von Albers war auch nicht so, wie er es sich wünschte, ganz in der Ferne dämmerte erst eine Rolle, die ihn zu dem machen sollte, was er denn auch geworden ist. „Liliom" hieß das Stück, vorläufig war es noch geplant. Die Jahre waren vergangen, die Theater hatten ihre kümmerliche Existenzberechtigung fast eingebüßt, wilde Experimente waren an der Tagesordnung, aber der Name Albers hatte im Film Einzug gehalten. Es kam der Zusammenbruch der Systemregierung, so kam der Umsturz, es begann eine neue Blüte für das Theater und den Film und . . . für Hans Albers.

Aber es mußte erst das Jahre 1936 kommen, bis ich ihn persönlich wiedersah. Es war draußen in Neubabelsberg, im Atelier. Ich war hinausgefahren, um zu sehen, was hinter den roten Mauern los war. Dabei geriet ich in die, wie ich hörte, letzten Aufnahmen zu dem großen AlbersFilm „Savoy-Hotel 217". Da sah ich ihn dann auch gleich selber. Unbemerkt stand ich in einer Ecke und beobachtete jede Einzelheit. Es war eine winterlich verschneite Dekoration, die Jupiterlampen gaben ein diffuses, kaltes Dezemberlicht, leicht stäubte der Schnee vom Atelierhimmel auf die Straße und die Hausdächer und einen Schlitten, in dem ein Menschenpaar saß. Er, hochgewachsen, mit tief in die Stirn gedrückter Pelzmütze, mit hochgeklapptem Mantelkragen, saß im Fond, hielt eine sich dicht an ihn schmiegende Frau. An seiner, Albers', Miene konnte ich lesen, daß er diese Frau liebte, sehr liebte und daß er glücklich war wie sie. Ich sah noch mehr, die Wandlung, die dieser Schauspieler in den Jahren gemacht hatte. War er damals dazu verdammt, Rollen zu spielen, die an der Oberfläche des Charakterlichen hafteten, die nur durch Witzeleien und saftige Bemerkungen belebt wurden, so sah ich heute den reifen Darsteller, der wohl wußte und erlebte, was er zu gestalten hatte. Da war nichts Gequältes, Gekünsteltes mehr, nichts Angenommenes oder Erprobtes, nein, hier war naive, seelisch empfundene Ausdruckskraft. Die Stimme gehorchte den feinsten Regungen, das strahlende Auge blickte sprechend aus dem Gesicht, und die Bewegungen waren so selbstverständlich, wie eben große Kunst einfach und selbstverständlich wirkt. — Die Szene wurde ein paarmal wiederholt, dann war der Regisseur Ucicky zufrieden und gebot Arbeitsschluß. Ich hörte, daß es die letzte Szene des Films gewesen war, alle erschienen etwas traurig und bedrückt und standen so unschlüssig herum, daß ich das Gefühl hatte, sie würden noch gern weiterarbeiten, um noch zusammen sein zu können.

Jetzt stürzt Albers plötzlich mit großen Schritten auf mich zu, es gab ein riesiges Hallo.

Wiedersehen und Abschied, beides wurde gleich in der gemütlichen Kantine zwischen Arbeitern, Komparsen und Schauspielern gefeiert, zwischen Menschen in Frack und Abendkleid und solchen im Kostüm der Frührenaissance, zwischen Alten und Jungen, Kleinen und Großen. Und es wurde fidel, wie es nur unter Künstlern sein kann. Alle zehn Minuten tobte irgendeine Debatte, die dann vermittelst einer Lage Korn wieder geschlichtet wurde. Aber alles muß einmal aufhören, denn viele mußten am Morgen wieder im Atelier sein, andere mußten noch ins Theater, und so war allgemein Aufbruch. Albers und ich beschlossen noch, die Lennéstraße aufzusuchen und einen „speech" zu halten. —

Da stand ich wieder in der altbekannten Wohnung, nur hatten sich die Wünsche erfüllt, da hing der alte Spiegel, flankiert von Leuchtern, da stand die Kommode aus der Biedermeierzeit, und . . . das Trinkzimmer in mildem Kerzenlicht machte einen einladenden Eindruck. Beileibe keine Starwohnung, kein Prunk, kein Bombast, alles ruhig solide, männlich und geschmackvoll. Der Trinktisch mit dicker, zernarbter Eichenplatte forderte richtig zum Draufschlagen auf, was ich zunächst einmal tat, bis wir mit einem alten Rheinwein anstießen. Dann wurden Erinnerungen aufgefrischt, gedankenvoll blickten wir in den Rauch unserer Zigarren, und dann begann Albers zu erzählen.

Von damals, von seinem Aufstieg, seinen Mühen, seinen Erfolgen. Ich merkte, er war der gleiche, er war sich treu geblieben, wurde immer noch wütend, wenn einer eine Sache verbalhornen wollte, wurde derb, wenn er sich im Erinnern ärgerte, und lachte laut, wenn ein lustiges Erlebnis in ihm aufstieg. —

Es wurde spät und später, aber wir debattierten mit rot angelaufenen Köpfen. Ueber was? Na natürlich über das Theater, den Film und über Schauspieler und Regisseure. Dann machte er Zukunftspläne.

Eine Rolle suche er besonders, die auf der Linie des Florian Geyer liege, einen bäuerlichen Kraftmenschen, einen Idealisten und Kämpfer gleichzeitig, keinen Salonlöwen mit Sporteinschlag. Das sei gar nicht einfach. Die Zeit dränge beim Film immer so, es könne wenig Dichterisches ausreifen, meinte er. Ich mußte ihm recht geben, denn diese Erfahrungen hatte ich am eigenen Leibe längst gespürt.

Wir vertieften uns in dieses Problem und konstatierten, daß es eigentlich unverständlich sei, daß so wenig dichterisch gestaltete Filme zu sehen seien, denn überall und von allen Seiten sei der gute Wille vorhanden, woran liege es also immer noch? Wir konnten es nicht feststellen. Aber wir gaben der Hoffnung Raum, daß unser deutscher Film auch unsere jungen und neuen Autoren so fördern und so verständnisvoll arbeiten lassen würde, wie es zum Segen aller nötig sei. Für die Produzenten, die wieder vor Aufgaben gestellt würden, für die Verleiher, die wertvolle Angebote machen könnten, und für die Schauspieler, die gute Rollen zu spielen bekämen.

Nach einem letzten Schluck trennten wir uns endgültig.

Wann werden wir wieder einmal so gemütlich zusammensitzen und so gründlich klönen, Hans Albers? —



Phot. Ufa

Hans Albers als Andrei Antonowitsch Wolodkin in dem Albers-Ucicky-Film der Ufa „Savoy-Hotel 217"

Dummheiten der Liebe

Es gibt kaum einen Menschen, der in seinem Leben nicht mehr oder weniger Dummheiten gemacht hätte: Wie man's auch macht, immer ist's falsch. Man kann also niemandem über begangene Dummheiten Vorwürfe machen, die sind erst angebracht, wenn man sieht, daß ein Mensch seine Dummheit erkennt, aber nichts tut, um sie wieder gut zu machen. Und jede Dummheit, die man begangen hat, läßt sich auf irgendeine Weise wieder ausgleichen, es gehört nur der gute Wille und ein bißchen Entschlußkraft dazu.

Von jeher hat sich die Literatur mit den Schwächen und Torheiten der Menschen befaßt, hat sie aufgezeigt und auch die Wege gewiesen, wie man ihrer Herr werden kann.

Die größte Dummheit, die ein Mensch begehen kann, ist eine Handlung gegen bessere Einsicht und Erkenntnis, aus Trotz etwa, wie es die Komtesse Felicitas in dem Film „Die Puppenfee" macht, indem sie sich mit einem Mann verlobt, den die gräfliche Familie für sie ausersehen hat, weil durch diese Verbindung das verarmte Grafengeschlecht neuen Glanz erhalten soll. Zunächst sieht es so aus, als wäre Felicitas ein höchst wankelmütiges und launisches Mädchen, denn eben hat sie dem reichen Freier erklärt, daß sie nicht seine Frau werden wolle, als sie fast im gleichen Atemzug ihre Absage widerruft und sich mit diesem Manne verlobt. Diese plötzliche Sinnesänderung ergibt sich aus dem dummen Trotz; Felicitas hat den jungen Baron, den sie liebt, in Gesellschaft der Tänzerin beobachtet, die sie den Abend vorher in dem Ballett „Die Puppenfee" auch gesehen hatte.

Man bedauert die Komtesse ob der Dummheit, die sie begangen hat, aber bald ist man wieder beruhigt, denn nach einer schlaflosen Nacht ist sie sich über ihre Dummheit klar geworden und mit Energie geladen, bringt sie ihr Lebensschifflein wieder in die richtige Strömung. Leicht hatte sie es nicht, ihren Kopf durchzusetzen, denn sie mußte auch die Pläne durchkreuzen, die ihre gestrenge Großmutter mit ihr hatte, und alle die Personen nach und nach auf gute Weise abschütteln, die sich von ihr ungebeten um ihr Lebensglück bemühten.

In Wien und in seiner Umgebung spielt sich das heitere Geschehen mit den vielen Mißverständnissen ab, und es wird begleitet von Wiener Musik und Wiener Humor.



Phot. Ufa

Käthe Dorsch als Anna Fedorowna Orlowa in dem Albers-Ucicky-Film der Ufa „Savoy-Hotel 217"

Caruso in Nöten

Enrico Caruso rauchte manche Zigarette. Auch im Theater, wo das Rauchen doch sonst nicht gestattet ist, legte er sie nicht fort, und erst im Augenblick seines Auftretens vermochte er sich von dem geliebten Glimmstengel zu trennen. Damit der große Künstler immer in die richtige Stimmung komme, hatte die Leitung der Metropolitan-Oper ein Auge zugedrückt und beim Polizeipräsidenten von New-York durchgesetzt, daß Caruso hinter den Kulissen rauchen durfte. Eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung. Bedingung war allerdings, daß ständig ein Bühnenarbeiter mit einem Gefäß voll Wasser sich in des Sängers Nähe aufhalten sollte. Unter Aufsicht des diensttuenden Feuerwehrmannes hatte Caruso dann im Augenblick des Auftretens die brennende Zigarette in das Wasser zu werfen. Die Vorschrift wurde pünktlich befolgt. Eines Abends war indessen vergessen worden, den Bühnenarbeiter zu bestellen. Mit Unruhe bemerkte der Sänger sein Fehlen, mußte doch in wenigen Augenblicken sein Stichwort fallen. Wohin dann mit der brennenden Zigarette? Verzweifelt blickte er umher, um so mehr, als der Feuerwehrmann ihn darauf aufmerksam machte, er dürfe keinesfalls die Zigarette auf die Erde werfen. „Aber was soll ich denn machen?" ächzte Caruso. „Da fällt ja schon mein Stichwort. Ich muß auf die Bühne." — „Nun, geben Sie her! Ich bin der einzige Mensch hier, der hinter den Kulissen mit offenem Feuer umgehen darf. Ich werde Ihre Zigarette rauchen." Und mit sichtlichem Genuß steckte sich der Brave die Zigarette zwischen die Lippen.

Freude ~ Humor ~ Raten

Die großen Esel

In der Mitte des 18. Jahrhunderts amtierte in Schöneberg ein Pfarrer, ebenso bekannt wegen seiner außerordentlichen Länge, als wegen seines treffenden Witzes. Friedrich der Große, der von ihm gehört hatte, hegte schon lange den Wunsch, ihn kennen zu lernen, und als er eines Tages auf dem Wege von Potsdam nach Berlin durch Schöneberg fuhr, sah er gerade den langen geistlichen Herrn über seinen Acker schreiten. Der König winkte ihn an seinen Wagen heran und richtete an ihn die Frage: „Warum reitet Er nicht?"

„Majestät", erwiderte der Geistliche, „meine Pfarre bringt nicht so viel ein, daß ich mir ein Reitpferd halten könnte."

„So", meinte der König, „wenn unserem Heiland ein Esel zum Reiten nicht zu schlecht war, so könnte er wohl auch einen Esel reiten."

Lächelnd deutete der Pfarrer auf seine abnorm langen Beine und entgegnete: „Majestät, wo sollten wohl die Beine bleiben?"

„Ei, so nehme er doch einen großen Esel!" rief da der König. Als „große Esel" wurden nämlich die Maulesel bezeichnet, die aber nur in den königlichen Ställen gehalten werden durften.

Schnell gefaßt entgegnete der Pfarrer: „Die großen Esel sind doch, wie Eure Majestät selbst am besten wissen müssen, nur bei Hofe!"

Friedrich nahm diese witzige Antwort keineswegs übel, sondern meinte lachend: „Da hat Er wieder recht; ich werde dafür sorgen, daß ihm aus Berlin ein großer Esel geschickt werde!"

Als der Pfarrer sich dankend, aber etwas zögernd verbeugte, fragte der Monarch, ob er noch etwas zu bemerken hätte, worauf der Seelenhirte alsbald herausrückte: „Aber das Futter, Majestät!"

„Nun, das soll Er auch haben", rief der König und fuhr weiter.

Friedrich der Große hat sein königliches Wort gehalten. Nicht nur ein „großer Esel" kam bald darauf in Schöneberg an, sondern es wurde dem schlagfertigen Pfarrer auch regelmäßig das nötige Futter für den Langohr aus Berlin gesandt.

H. E.

Allerlei Anekdoten

Vlox ist verlobt. Vlox wollte heiraten.
Aber es wurde nichts.
„Warum Vlox?"
„Meine Braut hat die Frechheit gehabt, sich über mich zu erkundigen!"
„Und deshalb hast du die Verlobung gelöst?"
Vlox seufzte:
„Ich nicht. Meine Braut."

*

Palm ging durch den Stadtpark.
Palm blieb plötzlich stehen und starrte auf ein Mädchen.
Die Leute wunderten sich über Palm.
„Kennen Sie denn das Mädchen, Palm?"
Palm stand und sann:
„Das Kleid kenne ich, das gehört meiner Frau — den Hut kenne ich, der gehört meiner Tochter — die Handtasche kenne ich, die gehören meiner Mutter, die bei uns zu Besuch ist — und den Herrn kenne ich, mit dem sie Arm in Arm geht das ist mein Sohn — das kann also nur unser Stubenmädchen sein!"

*

Der junge Mann ging mit der Maid ins Grüne.
„In mir sind zwei grundverschiedene Frauen", schwärmte die Braut.
Er brummte:
„Entschuldigen Sie, Fräulein, wenn Sie mir das früher gesagt hätten, hätte ich noch einen Freund mitgebracht!"

Humor des Auslandes



Schwerhörige alte Dame: „Hier habt ihr etwas. Ich mache mir ja nicht viel aus der Musik, aber der Gesang war recht hübsch." (Humorist)

„So ein Pech kann auch nur mir passieren! Wollte mir gern einen Anzug aneignen, und der muß ausgerechnet einem Weltmeister im Hürdenlauf gehören." (Humorist — M.)



„Siehst du, Lisa, was ich immer sage: am sichersten ist es, man bleibt stehen!" (Humorist)

Ein Löwe wird manikürt.

Der Aufseher für die Löwenkäfige im Londoner Zoologischen Garten erhielt kürzlich den Auftrag, der selbst dem geschicktesten Dompteur ein gelindes Gruseln verursacht hätte. Er sollte nämlich einen seiner Schützlinge, einen mächtigen Löwen, manikürен. . .

Das kam so: Der Löwe lebte schon seit langer Zeit in der Gefangenschaft. Solange er in der Wildnis gehaust hatte, machten ihm seine Krallen keinerlei Schwierigkeiten. Sie wuchsen zwar wie bei jedem seiner Artgenossen. Aber dieses Wachstum wurde durch natürliche Reaktionen ausgeglichen. Der Wüstensand schliff seine Krallen auf ganz natürlichem Wege ab und verhinderte, daß sie zu lang wurden.

In seinem engen Käfig jedoch fehlte dem König der Wüste an solchen natürlichen Mitteln. Im Lauf der Jahre waren die Krallen so lang geworden, daß er seine gewaltigen Tatzen nicht mehr richtig aufsetzen konnte, wenn er an den Gittern entlangspazierte, und infolge dieser unnatürlichen Krallenlänge machte ihm das Gehen Schmerzen. So verzichtete er schließlich ganz auf jede Bewegung. Das aber war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Auch ein Löwe muß sich Bewegung machen können.

Deshalb beschloß die Verwaltung des Zoo, den Löwen manikürен zu lassen und seine Krallen zu kürzen. Beauftragt wurde hiermit der Wärter.

Eines Tages erschienen in paar Männer in weißen Mänteln vor dem Löwenkäfig. Es war der Onkel Doktor und seine Gehilfen. Durch die Gitterstäbe hindurch wurde der mißtrauisch brüllende Fußtranke mit einer besonders angefertigten Spritze narkotisiert. Er erhielt eine mächtige Dosis, die dann auch bald ihre Wirkung tat. Der Löwe torkelte ein wenig und fiel in den Sand.

Nun ging der Wärter in den Käfig und kniff dem Schlafenden mit scharfen Zangen die allzulangen Krallen ab. Er war zufrieden, als er seine Arbeit beendet hatte. Denn er traute dem Frieden nicht und mochte wohl fürchten, daß der Patient sein „Manikürfräulein" auffressen könnte . . .

Gut abgewehrt

Die Bahnschranke ist geschlossen, da schlüpft im letzten Augenblick noch ein Mann hindurch, der um ein Haar vom Zuge zermalmt worden wäre. Entrüstet stellt ihn der Schrankenwärter zur Rede. „Wenn ich überfahren worden wäre", versetzte dieser, „so ginge Sie das gar nichts an."

„Da haben Sie recht", schnauzte der Wärter, „aber ich muß nachher das Zeug wegräumen!"

Der Mann hat Humor!

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts trieb sich in den Vereinigten Staaten ein Mann herum, der sozusagen der Till Eulenspiegel der Neuen Welt war. Von seinen Streichen erzählte man sich ergötzliche Dinge, desgleichen von seiner Grobheit und Körperkraft. Als er es wieder einmal toll getrieben und sich der polizeilichen Festnahme durch rasche Flucht entzogen hatte, erließ der Gouverneur von New Orleans einen Steckbrief und bot darin eine Belohnung von 1000 Dollar für die Ergreifung des Flüchtigen. Da fühlte sich der Verfolgte in seiner Schalksehre getroffen. Er, der größte Spaßmacher der Staaten, sollte nicht mehr als 1000 Dollar wert sein? Um seine Verachtung gegenüber dem knauserigen Gouverneur auszudrücken, schlug er eines Nachts an das Rathaus einer Stadt heimlich seinerseits einen Steckbrief an und versprach darin demjenigen eine Belohnung von 60 000 Dollar, der ihm, dem Verfolgten, den Gouverneur so ausliefere, daß er ihn „belangen" konnte, und zwar „nicht gerichtlich". Darüber lachte ganz Amerika. Und die Sache mit dem ersten Steckbrief wurde fortan nicht mehr weiter verfolgt.

Ein ganz Schlauer

Es gibt Leute, die gerade dann die größte Dummheit begehen, wenn sie sich am schlauesten vorkommen. So ging es auch in vormaligen Zeiten dem Wendelin. Der hatte im Laufe der Jahrzehnte etwas vor sich gebracht und wollte nun „sei Ruh" haben. Also stellte er einen Verwalter ein, der jeden Verdienst in eine große Sparbüchse werfen mußte, zu der Wendelin allein den Schlüssel besaß. Am Sonnabend wurde dann die Büchse geöffnet und der Verwalter erhielt den fünften Teil ihres Inhaltes. Das dünkte Wendelin ein einfaches und praktisches Verfahren ohne die elende Schreiberei und Rechnerei.

Sein Freund Matthias aber war natürlich so ein Neunmalkluger und meinte: „Ja, bist du denn auch sicher, daß er alles Geld hineinlegt?"

Wendelin tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn und schrie: „Dummkopf! Daran hat er doch selber das größte Interesse, sonst wird doch sein Anteil am Sonnabend um so kleiner!"

Fünf Freier

Einem Kapitän, der zwischen Liverpool und Newyork fuhr, war einmal eine junge Dame anvertraut worden, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit unterwegs fünf jungen Männern zugleich den Kopf verdrehte. Sie war gern bereit, einen zu erhören — aber was sollte sie mit allen fünf zugleich anfangen?

Sie klagte dem Kapitän ihre Verlegenheit, und nach kurzem Nachdenken sagte dieser: „Wir haben heute schönes Wetter und völlige Windstille. Fallen Sie einmal über Bord, ich halte das Rettungsboot bereit! Und dann heiraten Sie den, der Sie genug liebt, um Ihnen sofort nachzuspringen."

Der Vorschlag sagte der jungen Dame zu, und das Programm rollte ab, jedoch mit einer Aenderung. Statt des vorgesehenen einen wagten vier der Liebhaber den Sprung ins Wasser, um die Angebetete zu retten.

Pudelnaß stand die junge Schöne da. „Was fange ich nun an?" fragte sie den Kapitän verzweifelt.

Aber der wußte auch jetzt einen Ausweg. „Mein Fräulein," sagte er, „wenn Sie meinem Rat folgen und einen vernünftigen Mann haben wollen, so nehmen Sie den, der noch — trocken ist!"

Und wie berichtet wird, befolgte sie den Rat.

*

In der Bar

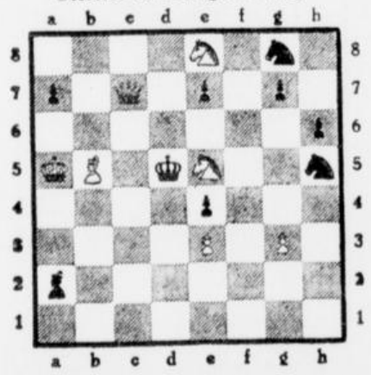
„Sieh nur, Ernst, der Geiger priemt ja beim Spielen!"

„Das ist eben der Primgeiger!"

SCHACH

Das königliche Spiel

Geleitet von K. Helling



In der Aufgabe von W. Eiche, die im Dreizügerturnier des Großdeutschen Schachbundes einen ersten Preis erhielt, zieht Weiß an und soll mit dem dritten Zuge matt setzen. Die Lösung gelingt nur mit einem stillen sehr versteckten Zug des Weißen.

Silbenrätsel

a — au — bak — bel — bro — de — del — di — di — do — e — e — e — ei — ein — en — ex — feu — gel — gen — gir — glas — gow — gutz — ha — hal — i — i — in — ker — kow — la — lan — le — le — li — li — lob — mi — ne — ne — ne — ner — no — non — o — ta — ta — ta — ter — tu — vi

Aus vorstehenden 52 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort aus dem Chinesischen ergeben.

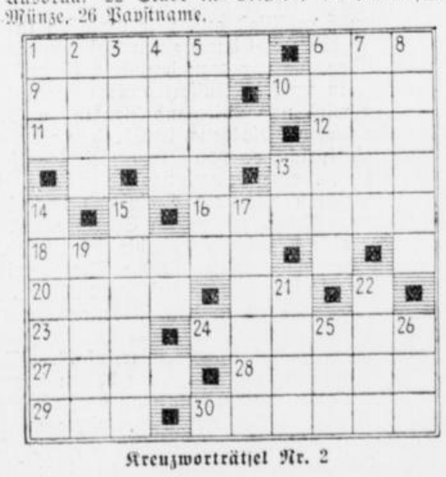
Bedeutung der einzelnen Wörter:

1 Unterhaltungsspiel
2 Rothaut
3 Kletterpflanze
4 Blumengewinde
5 Selbstbeweihräucherung
6 Beleuchtungskörper
7 Flugzeug
8 deutscher Schriftsteller aus dem 19. Jahrh.
9 kleines Behältnis
10 Klosterschwester
11 Stadt an der Saale
12 Name eines Sonntags
13 europäisches Königreich
14 übersichtliche Aufstellung
15 Stadt in Schottland
16 Fluß in Spanien
17 Niederschlag
18 Genußmittel
19 Musikinstrument

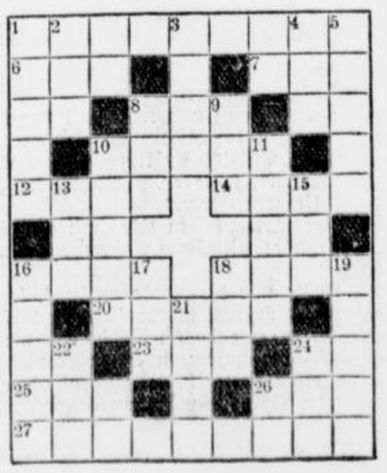
Kreuzworträtsel Nr. 1

Waagerecht: 1 Insekt, 6 Vorgebirge, 9 Turnübung, 10 Sundainsel, 11 alter Kunststil, 12 griechischer Waldgott, 13 Ueberschuß, 16 Türke, 18 Gestalt der deutschen Volkssage, 20. Schwermetall, 23 orientalische Kopfbedeckung, 24 Leibbürge, 27 männlicher Vorname, 28 Frauenname, 29 Schiffsseite, 30 Barzahlungsnachlaß.

Senkrecht: 1 Fluß in der Eifel, 2 Sumpfgebiet, 3 Gegner Luthers, 4. Abbild, 5 Kreisausschnitt, 6 Geistlicher, 7 Chemikalie, 8 Malergerät, 14 böser Geist, 15 Baumart, 17 Arbeitseinstellung, 19 Schaumgericht, 21 banktechnischer Ausdruck, 22 Stadt in Belgien, 25 japanische Münze, 26 Papstname.



Kreuzworträtsel Nr. 2



Bedeutung der einzelnen Wörter
a) von links nach rechts: 1 Stadt am Michigansee, 6 Einteilungsbegriff, 7 Verwaltungsstelle, 8 Getränk, 10 Preisfestsetzung, 12 Voranschlag, 14 Brettspiel, 16 weiblicher Vorname, 18 Stadt in Westfalen, 20 Auslese, 23 Lebensbund, 25 Brennstoff, 26 nordische Göttin, 27 französische Landschaft;

b) von oben nach unten: 1 Fluß in Frankreich, 2 Inselbewohner, 3 Blutgefäß, 4 Laufvogel, 5 Teil des Hauses, 8 Ausführung eines Entschlusses, 9 Bekräftigung, 10 Nadelbaum, 11 Symbol, 13 Erdart, 15 Insel in der Irischen See, 16 amerikanischer Luftschiffhafen, 17 Getränk, 18 Gestalt aus der Nibelungensage, 19 weiblicher Vorname, 21 Nebenfluß der unteren Oder, 22 Papstname, 24 morgenländischer Titel.

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von K. Helling

Weiß: Kg1, Db5, Ta1, Tf1, Lc4, Le3, Sd2, Sd4, Ba2, b2, c2, g2, h2 (13); Schwarz: Kf7, Dd8, Ta8, Th8, Le8, Lf8, Sb8, Sf6, Ba7, b7, e5, g6, h7 (13).

Nach Kf7—g7 käme 1. Db5—h6+ Ka7×h6 2. Tf1—h4++ Kh6—g7 3. Le3—h6 matt.

Kreuzworträtsel Nr. 1

Waagerecht: 1 Java, 5 Post, 9 Adonis, 11 Akku, 12 Gelage, 13 Stab, 14 Ort, 15 Ala, 16 Hiddensee, 18 Alp, 19 Lab, 22 Clou, 23 Ninive, 25 Hart, 26 Granit, 27 Este, 28 Bast. — Senkrecht: 1 Jago, 2 Ader, 3 Volt, 4 Ana, 5 Pas, 6 Oktave, 7 Skalde, 8 Tuba, 10 Semmering, 16 Hellas, 17 Import, 18 Ache, 19 Lina, 20 Avis, 21 Bett, 24 Rab.

Kreuzworträtsel Nr. 2

a) 1 Grad, 4 Kies, 6 Trabant 9 Arosa, 12 Rat 14 Hase, 16 Eger 18 Ode, 19 Orb, 20 Lena, 22 Vali, 23 Boe, 25 Gerda, 27 Kantate, 28 Maud, 29 Leda; — b) Ara 3 Darre, 4 Kaste, 5 Ina, 7 Boa, 8 Scholle, 10 Turbine, 11 Nadel, 13 Perle, 15 Sen, 17 Goa, 21 Abend, 22 Pedal, 24 Ort, 25 Gau, 26 Ate.

Bilderrätsel

Oft büßt das Gute ein, wer Besseres sucht.

Barbara hebt einen Schatz

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

ROMAN VON FRED NELIUS

11

„Geschehenes läßt sich nicht mehr ungeschehen machen. Lassen wir die Sache ruhen. Nur ich bitte dringend, alle Ihre Angestellten anzuweisen, künftig schärfste Wachsamkeit zu üben. Letzten Endes liegt das im Interesse Ihres Hauses. Fräulein Barbara Neander ist durch die Erregung seelisch aus der Bahn geworfen worden. Ihre Nerven brauchen ein paar Tage unbedingter Ruhe. Sie wird zunächst das Zimmer nicht verlassen. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wollten Sie das Zimmer dieser Dame unauffällig überwachen lassen. Es ist wichtig, daß kein Fremder, sondern nur verläßliche und unbedingt bewährte Angestellte zu ihr Zutritt haben, und auch diese nur, wenn sie gerufen werden. Ich verlasse mich auf Sie. Es liegt mir fern, aus der ganzen peinlichen Affäre, die sich heute früh in meinem Zimmer zugetragen hat, einen Vorwurf gegen Ihr Hotel zu konstruieren. Immerhin . . . man darf erwarten, daß die Leitung ihre Lehren daraus zieht. Es soll nicht heißen, daß man in dem „Stettiner Hof" nicht sicher aufgehoben ist. Sie verstehen mich?"

Der Hotelchef machte eine höfliche Verbeugung. „Sie können sich auf uns verlassen." Er brachte „Dieter von Martinkat" bis zum Ausgang nach dem Vestibül. Er verbeugte sich noch einmal. Die Türe schloß sich.

*

Dann gibt es ein Souper am Abend in dem Zimmer Barbara Neanders. „Martinkat" ist dabei im Smoking mit dem Johanniterorden, „Barbara" in einer fabelhaften Toilette.

Bevor das Essen aufgetragen wird, geht „Dieter" an die Wand gegenüber dem Schlafraum. Dort steht das Zimmertelephon auf einem kleinen Arbeitstisch. Daneben eine Glasservante und ein Paravent, die halbe Wand bedeckend.

„Dieter" nimmt die kleine Lampe von dem Schreibtisch und sucht damit die Tapete ab. Plötzlich bleibt er stehen. In der fliederfarbenen Seide sieht man eine winzige Erhebung, so gering in Höhe und Umfang, daß man vorerst mit dem Finger tasten muß, um sie zu finden. Ganz in ihrer Nähe läuft die Leitungsschnur des Telephons vorbei.

„Dieter" setzt die Lampe an den alten Platz und geht an die Wand zurück. Er drückt mit seinem Daumen auf den kleinen Knopf. Ein leises, klingendes Geräusch ertönt. Plötzlich ist das Arabeskenmuster der Tapete im Quadrat von einem dünnen Spalt zerrissen. Der Spalt wird breiter, wenn man drückt. Feine Angeln drehen sich. Die Tür zu einem Schrank im Umfang eines halben Meters tritt hervor. Sie besteht allein aus einem Rahmen, den die Seide der Tapete überdeckt.

Von außen folgt die sonderbare Schranktür ganz dem Arabeskenmuster der Tapete. Beim Drücken sperren sich die Flächen in der Tür. In dem gleichen Maße, wie sich diese auftut, schieben sich die Flächen rechts und links ineinander. Dieser Schrank ist leer. Aber wenn man näher zusieht, erkennt man eine kleine, runde Platte an der rechten Wand.

„Martinkat" hebt die Platte hoch. Sie ist schallempfindlich. Hinter ihr läuft eine Spule, ferner ein Magnet in Ankerform, wie bei einem Telephon. Das Ganze ist mit einem Leitungsdraht versehen, der wahrscheinlich mit der Schnur des Telephons Verbindung hat; ein raffinierter Mechanismus also. Der falsche Hauptmann von Martinkat holt sich eine Schere aus der Tasche — knips, der Leitungsdraht ist durchschnitten. Er schiebt die kleine Tür wieder in die Füllung. Sie schließt so dicht an die Tapete, daß man ihre Spur nicht merkt. Also das ist nun erledigt. Er schiebt die Glasservante und den Pavarent an ihren alten Platz zurück.

Da steht die Frau im schwarzen Abendkleide vor ihm, schreckhaft sind die Augen aufgerissen. Eine Frage liegt darin.

Der Herr im Smoking schürzt die Lippen, daß die weißen Zähne blinken.

„Wir können ohne Sorge weiterreden. Niemand sieht und hört uns — „Barbara"."

„Was — bedeutet das?" Langsam dreht die Frau den Kopf und sieht ihn an. Verständnislos.

„Später", sagt der „Hauptmann von Martinkat", „bei dem Essen."

Eine Handbewegung nach dem Tisch. Er klingelt nach dem Kellner.

*

Man ißt vorzüglich in dem „Stettiner Hof". Lukullus selbst hat heute abend aufgetragen. Es gibt alles, was den Gaumen reizen kann. Der Kellner gießt den Fleur de Sillery in flache Schalen. Er serviert das Austern-Timbal, elegant und mit der leicht vertrauten und devoten Ungeniertheit, wie sie Kellner großer Häuser haben. Dann verschwindet er.

„Martinkat" hebt sein Glas. „Uns zum Wohle, „Barbara"!"

Diese nippt am Glase, wie abwesend, in Gedanken versunken. Ihre Wangen sind gespensterhaft bleich.

„Also deine Frage vorhin . . ." sagt „Martinkat", jeden Bissen mit Genuß verkostend. „Der Hoteldirektor ist ein Hund. Er hat Verdacht geschöpft. Weiß der Himmel wie! Aber sonderbar, ich hatte eine instinktive Ahnung davon, als ich mit ihm sprach."

„Warum sind wir überhaupt hierher gefahren?" fragt die Fremde tonlos.

„Weil ich meine Gründe dafür hatte. Das genügt. Paß auf! Die Zimmer großer Häuser sind oft mit Empfängern ausgerüstet, die Gespräche wie ein Telephon bis zur Zentrale leiten. Am Ende dieser Leitung ist ein Stift, durch den die abgelaufenen Töne auf einem rotierenden Zylinder festgehalten werden. Das Gespräch ist noch sehr viel später abzuhören. Der Zylinder ist nicht ständig in Bewegung, sondern kann beliebig ein- und ausgeschaltet werden. Die Sperrvorrichtung wird durch einen Hebel ausgelöst. Man setzt ihn nur in Sonderfällen in Gebrauch, um Gäste zu belauschen, die verdächtig sind, oder auch um die Gespräche zu fixieren."

Sie preßt beide Hände gegen ihre Schläfen. Aus ihren Augen blakt die Angst. Sie möchte etwas sagen. Eine kurze Handbewegung ihres Gegenübers läßt sie schweigen.

„Die Sache muß jetzt irgendwie zu Ende kommen. Ich reise morgen. Die Zeit ist unbestimmt. Mir ist der Boden unter meinen Füßen zu heiß geworden. Auf dich ist kein Verlaß."

Wieder zuckt sie auf und öffnet ihre Lippen. Der Ton erstirbt, bevor sie ihn in Worte formen kann.

„Halt den Mund! Du bist nicht auf dem Posten, wiederhole ich. Glaubst du, daß wir unsere Flitterwochen hier verbringen? Anstatt die Augen aufzuhalten . . . wie ein sprungbereites Tier zu wachen und zu lauern, schmückst du dich wie eine Odaliske. Inzwischen ist der Kellner hier allein im Zimmer, öffnet den Geheimschrank an der Wand und schaltet den Gesprächsempfänger ein. Du siehst das nicht, du hörst das nicht. Ich knipse dich von meinem Rock mit einem Fingerschnippen wie ein Ungeziefer . . . wie ein Körnchen Staub."

Sie macht eine jähe Geste, unter der die Ringe, die man Barbara genommen hat, an ihren Fingern blitzen.

Es klopft. Der Kellner bringt die Bekassinen mit dem römischen Salat.

„Martinkat" schweigt, bis der Kellner fort ist.

„Wo ist der Schmuck der Barbara Neander?" fragt er dann. „Du wirst ihn gleich nachher zusammensuchen und mir übergeben. Er wird verkauft. Sein Erlös wird ein paar tausend Mark betragen. Der Kreditbrief von Martinkat brachte 15 000 . . . der der anderen, seiner Base, 7 000. Das sind zusammen etwa 20 000 Mk. Ein Pappstiel! Dazu habe ich die Sache hier nicht so groß aufgezogen. Solche läpppischen Geschäfte mögen Stümper machen."

Die Frau im schwarzen Abendkleide hebt den Kopf. Die großen weitgeschnittenen Augen glühen. Ein Funken Haß und Rache liegt darin. Sie nickt.

„Du hießest sonst nicht Nirvelaitis."

„Ich heiße Dieter von Martinkat. Es wird Zeit, daß du das lernst. Du wirst dich leider sonst recht bald an Mangel von Komfort gewöhnen müssen. Soviel ich mich erinnere, gibt es in den Zuchthauszellen weder fließendes Wasser noch Frisiertoiletten."

Sie lächelt, es ist ein Lächeln, das den Haß, die Angst in seinen Furchen trägt. Sie schweigt. Der andere sagt:

„Also paß gefälligst auf. Wir verlassen in der Nacht noch das Hotel durch einen Seitenausgang. Die Kostüme, die wir dazu brauchen, liegen, wie du weißt, in unseren Koffern. Bis morgen spät am Tage wird uns niemand hier in unseren Zimmern suchen. Uebrigens, ich überlege eben —"

Plötzlich spricht er von dem Stierkampf in Bayonne . . . eine bedeutungslose Phrase. Er stellt die Ohren wie ein Spürhund nach dem Gange hin. Dann, mit einem Sprunge, ist er hoch. Der dicke Teppich dämpft die Schritte ab.

Einen Herzschlag später ist die Tür von ihm aufgerissen. Er prallt dort auf den Kellner . . . die Artischockenböden in den silbernen Geräten fallen krachend auf die Erde.

„Oh, Verzeihung!" sagt „Martinkat". „Man darf nicht mit den Ohren an den Türen schrammen, wenn man lauscht. Und man darf nicht gerade Artischockenböden mit Trüffelpüree an die Türe halten, wenn sie nach außen aufgeht. Ich wollte eben meine Zigarettendose aus dem Zimmer holen. Uebrigens, wir danken für die Artischockenböden. Tragen Sie den Nachtisch auf."

*

„Martinkat" kam zurück.

Er lächelte. Er aß und trank mit ungetrübter Laune. Er bot die Zigarettendose seinem Gegenüber an. „Bitte!" Er klingelte dem Kellner.

„Abservieren", sagte er. „den Mokka später, wenn ich klingeln werde."

„Martinkat" trank sein Glas mit einem Zuge leer. Er setzte es mit jähem Anprall auf den Tisch zurück.

„Ich wollte nur die Probe machen", sagte er. „Wir werden überwacht. Ich habe es befürchtet. Immerhin, es war doch möglich, daß man den Gesprächabhörer nur zum Schutz der Barbara Neander eingeschaltet hätte. Ich glaubte, dem Verdacht die Spitze abzubrechen dadurch, daß ich vorhin den Hoteldirektor sprach. Diese Annahme war falsch. Der Fuchs ist schlauer, als ich dachte. Nur ein einziger Vorteil ist auf unserer Seite: wir sind gewarnt."

Der im Smoking warf den Kopf zurück. Seine grauen Augen waren hart wie Stahl.

„Der Fall liegt so: Bis morgen mittag etwa — kann auch früher sein — dürfte es dem Hauptmann von Martinkat Mühe machen, seine Echtheit zu beweisen. Ich glaube also, daß wir ein paar Stunden Zeit zu ungestörter Arbeit haben. Wie lange, läßt sich nicht vorher bestimmen. Das ist Glück, Zufall. Bis morgen müssen wir natürlich das Hotel verlassen haben. Ich überlegte vorhin, ob wir es ristieren können, daß du in der Morgenfrühe einen Scheck auf 100 000 Gulden, gezogen auf den Namen Barbara Neander, bei der Bank abhebst. Aber nein, das ist mir zu gefährlich. Man würde dich wahrscheinlich allzusehr auf deine Echtheit ansehen. Man kennt die richtige Barbara Neander leider jetzt persönlich. Und — auf dich ist kein Verlaß. Für einen wichtigen Auftrag bist du nicht zu gebrauchen. Du versagst im wichtigsten Moment. Hast du ja bewiesen. Es bliebe zu erwägen, ob ich selbst den Scheck persönlich präsentiere. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Scheck nach Bankvorschrift in Ordnung geht. Da du krank bist, könnte ich den Chef ersuchen,einen Boten mit mir ins Hotel zu senden. Du liegst im Bett. Das ginge also allenfalls. Nun, wir werden sehen."

Er griff in seine Tasche, warf ein Scheckbuch auf den Tisch. „Hier . . ." Er zog aus seiner Rubuckledertasche einen Brief hervor. Er schlug ihn auf. Es war der Brief, den Barbara an einem Frühlingstag vermißte, als sie von dem Ausgang heimkam. Der Büttenumschlag trug die Aufschrift: „An die Bank von Danzig". Sein Inhalt hieß:

„Ich bin am foundsovielten des nächsten Monats dort. Ich werde mich alsbald nach meiner Ankunft in Ihr Haus begeben und als Erbin meines Vaters die im dortigen Tresor befindlichen Valeurs erheben. Mein Ausweis sind die Schlüssel zum Tresor, der Paß, das Kennwort.

Mit deutschem Gruß

Barbara Neander."

Jener, der sich Dieter von Martinkat nannte, sagte:

„Ich verlasse dich nachher. Du wirst den Scheck auf 100 000 Gulden vorbereiten. Du kannst den Brief als Muster hierbehalten. Handschriften fälschen ist ja dein Metier. Bitte, gib dir Mühe."

Eine Weile war es still.

Tief im Sessel lehnte „Dieter von Martinkat". Seine Augen starrten ins Leere. Ein Schatten, fast wie Trauer, zuckte über seine Züge.

„Das Schicksal ist oft unergründlich", sagte er. „Man geht an eine interessante Sache, die Erfolg verspricht. Alles wird vorher erwogen und ermessen, was sich aus der inneren Struktur des Falles als Wahrscheinlichkeit ergeben könnte. Und dann kommt der Zufall, Schicksal — nenn' es, wie du willst —, irgend etwas, das alle Sorgfalt, alle Vorbereitung ad absurdum führt."

Er schwieg und sah den blauen Weihrauchwölkchen seiner Zigarette nach. Die Zeit verging. Schaler Sekt stand in den Gläsern. Eine nicht ganz ausgeraucht Zigarette schwelte ab. Dann sagte „Martinkat":

„Wenn ich abergläubisch wäre, ließ ich die Hände von der Sache. Du entsinnst dich darauf, daß ich in Berlin bei Beginn der Reise Barbara Neanders in ihr Zimmer und in das von Martinkat, ihres Vetters, eindrang. Ich wollte mir für alle Fälle Photos der Akkreditive sichern. Man konnte damals noch nicht ahnen, wie die Dinge sich entwickeln würden. Schließlich hatten wir ja hier die Originale. Das war besser. Aber auch die Fälschung hätte ihren Zweck erfüllt. An jenem Abend ist mir ein Brillant aus dem Manschettenknopf herausgebrochen. Ich weiß nicht, wie und wann. Er blieb verschwunden. Es ist möglich, daß ihn die Neander später in dem Koffer fand."

Er schwieg. Tiefe Stille herrschte. Jenseits der geschlossenen Fenster lag der dunkelschwere Abend, erfüllt von Schattenbildern und dem abgedämpften Straßenlärm. Aber alles, was da draußen vorging, schien hier drinnen wesenlos und wie ein Traum: das Leben, das man nicht mehr deutlich hörte, nur noch ahnte . . . die Nähe irgendwelcher Menschen . . . das Bewußtsein, daß man nur den Klingelknopf berühren brauchte, um den Kellner herzurufen. Etwa fünf Minuten dieser weltentrückten und geheimnisvollen Stille.

Dann der Mann im Smoking:

„Was wollte ich denn eigentlich? Die kleine Barbara Neander lief mir wie durch Schicksalsfügung in die Finger. Ich erzählte dir ja schon von Dresden, von dem Abend in der Villa Rumerskirch. Irgend etwas war an diesem Mädchen, das mich reizte und den Wunsch in mir erweckte, sie für unsere Zwecke zu gebrauchen. Du kennst die Art und Weise ja genügend, wie ich solche Dinge drehe. Dann kam ein Zufall, der der Sache eine neue Wendung gab. Durch den Brief, den ich aus ihrer Tasche zog, erfuhr ich von der Erbschaft, die sie hier in Danzig anzutreten hatte. Das war der große Schlag! Nun hieß es, alles nur auf diese Karte setzen. Aeh . . .!"

Der falsche Dieter von Martinkat warf die eben angerauchte Zigarette in die Onyxschale.

„Alles klappte erst vorzüglich. Du warst geschickt genug, um als Friseuse Eintritt in ihr Zimmer zu erlangen. Der Coup mit Gförer glückte auch. Sie lief mir in die Finger wie die Maus in eine aufgestellte Falle. Es gelang mir, ihr das Kennwort für den Safe der Bank von Danzig zu entlocken. Die ganze Sache wäre längst erledigt, wenn du dich nicht später auf der Bank so töricht und unsagbar ungeschickt benommen hättest."

Die falsche Barbara Neander rückte ihren Kopf. Sie wollte etwas sagen. Eine kurze Handbewegung des Mannes im Smoking brachte sie zum Schweigen.

„Halt den Mund!" Er braunte eine neue Zigarette an. „Das war der erste Mißerfolg. Dann — meine Taktik war darauf gerichtet, der Neander unter dem Bewußtsein beizubringen, daß sie die Vermögenswerte aus der Bank von Danzig unbedingt entfernen müsse, um sie in die lettische Bank hinzutragen. Wenn dies gelang, war alles gut. Ich hätte sie mit ihrem Geld geschnappt wie einen Fisch, der sich am Angelhaken fängt. Da kam dieser echte Dieter von Martinkat. Dieser Hund — — Was wolltest du mir sagen, „Barbara"?"

„Nichts." Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht abergläubisch", sagte er. „Nur die Sache ist verloren, die man selber aufgibt. Ich verlasse morgen abend Danzig. Das ist der späteste Termin. Ich werde wohl zunächst das Auto nehmen müssen. Wie sich die Neander späterhin für meine Zwecke brauchen lassen wird, muß abgewartet werden. In Kowno will ich mich mit Bamonaitis treffen. Die Neander mag inzwischen ihre Seele und die weißen Glieder schmücken. Im Notfall kennt man Orte, wo man hohe Preise für so schöne Frauenleiber zahlt wie den ihren. Die Neander ist die Ware, die man braucht. Ich glaube, daß der alte Bamonaitis bei dem Handel nichts verlieren, nur gewinnen würde."

Die Frau im schwarzen Kleide nickte schwer. Etwas ging in ihrer Seele vor. Sie ließ sekundenlang die Lider sinken. Sie stand auf und machte ein paar Schritte nach dem Schreibtisch. Plötzlich blieb sie stehen, drehte sich um.

„Ich weiß alles", sagte sie. „Du wirst dich über keine Fehler zu beklagen haben. Nur — — das deutsche Mädel tut mir leid. Wenn ihr euch nur nicht verrechnet bei der ganzen Sache."

Eine Handbewegung. kurz, brutal. „Halt' den Mund! Ueberhaupt — du bleibst natürlich hier. Ich werde dir von Kowno weitere Instruktionen schicken. Zunächst mal bist du bei der Fahrt im Auto unbedingt im Wege. Ich habe nur drei Pässe vorbereiten lassen. Für mich als Irrenarzt. Für Leidokill als Irrenwärter. Den dritten für die manisch-depressive Irre: Anna Kloß — nämlich die Neander. Schluß. Ich werde jetzt dem Kellner klingeln, daß er uns den Mokka bringt. Sind noch Zweifel?"

12.

Wo ist Barbara Neander?

Im Hotel?

In ihrem Zimmer?

Ißt sie Austern-Timbals, Bekassinen usw.? Trinkt sie Sekt?

Nein!

Sie lag irgendwo im fünften Stockwerk eines Speichers auf dem Schuitensteg und lauschte auf den Strom der Zeit. Laut und hurtig tropfte Regen an die Scheiben. Von der einen Wand, an der ein altes Sofa stand, klang laut, als säge jemand Holz, das Schnarchen eines Menschen.

Sie hatte ihren Oberkörper hochgerissen, lauschte nach der Tür. Sie glaubte ein Geräusch im Treppenflur zu hören. Wollte schreien. Schüttelte den Kopf. Das Geräusch verstummte. Nein, es hatte keinen Zweck. Sie ließ sich wieder in die harten Kissen fallen.

*

Gegen mittag schlief sie ein.

Unmöglich schien es, festzustellen, welche Zeit es war, als sie erwachte. Die Sonne suchte Wolkenspalten. Blitzte auf. Verschwand. Erdentrückte Stille herrschte in dem kleinen Zimmer. In sonderbare Einsamkeit war dieser Raum gehüllt, in dem man lag und atmete. Es bedurfte Zeit und Mühe, um sich daran zu erinnern, wie man hergekommen . . . daß man keine Zeit verlieren dürfe und nun aufstehen müsse.

Von Leidokill war nichts zu sehen und zu hören.

Barbara ließ ihre Blicke ratlos durch das kleine Zimmer irren. Da war das schmale Bett, das verbeulte Sofa, ein kahler, schmutziger Tisch aus Fichtenholz, ein Rohrstuhl mit zerrissenem Geflecht, ein Schemel, der dem Anschein nach als Waschtisch diente. In der schmutzigen Emaillesschüssel war gebrauchtes Wasser. Krug und Gläser fehlten.

Der Ekel würgte Barbara. Dann stiegen Müdigkeit, Erschlaffung in ihr auf, die alles andere überwogen. Sie setzte sich aufs Bett, sah stumpf dem Wechsel zwischen Licht und Schatten zu, den Sonnenstrahlen, die sich aus den Wolken lösten, unentschlossen durch den Aehter schwebten, mutlos in ein kümmerliches Nichts zusammensanken.

(Fortsetzung folgt.)

Voraussetzung des Erfolges ist die Gemeinschaft

Wie der Feldherr nicht getrennt werden kann von der Armee, so kann der Politiker nicht getrennt werden von der Bewegung, die ihn trägt

Der Führer spricht im Lustgarten

Meine deutschen Volksgenossen und -genossinnen!

Wenn früher über deutsches Land der 1. Mai kam, dann begannen die Regierungen zu zittern: „Welchen Ausgang wird wohl dieser Tag bringen?" Das war damals die bange Frage. Auf der einen Seite marschierte das sogenannte „freie revolutionäre Proletariat" und auf der anderen Seite da behütete der Republik treuester Schirmherr vor der Auswirkung dieser Freiheit. Der Gummiknüppel stand bereit, der Freiheit die gebührende Form beizubringen und sie im Zaum zu halten. In der Novemberrepublik pflegten an diesem Frühlingstage, dem Tage der werdenden Natur die Menschen aufeinander einzuschlagen. Jeder 1. Mai brachte Tote und viele hundert Verletzte, und die Menschen waren froh, wenn er wieder vorbei war. Und wenn wir heute die Blicke außerhalb Deutschland schweifen lassen, dann kommt es uns vor, als wäre es jetzt auch dort noch nicht viel anders.

Als wir im Jahre 1933 zur Macht kamen, da befand sich in diesen Wochen das deutsche Volk mitten in einem gewaltigen geschichtlichen Umbruch. Eine Revolution ging über Deutschland, aber sie unterschied sich von ähnlichen Vorgängen früherer Art durch die unerhörte Disziplin ihres Vorgehens und ihres Ablaufs. Nicht disziplinlose Haufen zogen damals durch die deutschen Straßen und vernichteten die Werke des Aufbaues unseres Volkes, zerstörten Häuser und Anlagen, nein, aber obwohl Deutschland äußerlich ein Bild des tiefsten Friedens bot, vollzog sich doch im Innern die größte Umwälzung der deutschen Geschichte, eine Revolution, legalisiert durch das Vertrauen des Volkes, eine Revolution, die eigentlich nur ausräumte, was an Gift schon verbrochen war. Sie hat dem deutschen Volk nicht eine neue Auffassung gebracht, sondern einer neuen Auffassung endgültig die allgemeine Anerkennung verschafft. In diesen damaligen Wochen des inneren Umbruches unseres Volkes entschlossen wir uns,

als symbolischen Abschluß dieser nationalsozialistischen Revolution den 1. Mai, der früher durch Jahrhunderte ein Feiertag war, Festtag der werdenden Natur, nun ebenfalls zum Feiertag zu proklamieren.

Wenn früher marxistische Regierungen es nicht fertig gebracht hatten, den von ihnen einst okkupierten Tag des 1. Mai zu einem Festtag zu erheben, dann waren wir entschlossen, diesen Tag für alle Zeiten zum Tag der deutschen Arbeit und damit zum Tag der deutschen Arbeit und damit zum Tag der deutschen Volksgemeinschaft zu machen. Denn dieser Tag war für uns ein Bekenntnis zu jener Arbeit, die nicht bestehen kann auf dem Boden der Zerwürfnisse und des gegenseitigen Kampfes:

Es gibt keine Gemeinschaftsleistung, die sich nicht aufbaut auf einer allgemeinen friedlichen Achtung!

Es gibt keine Gemeinschaftsleistung, die sich nicht aufbaut auf dem Respekt vor allen denen, die an dieser Gemeinschaftsleistung teilhaben!

Wenn wir entschlossen waren, diesen 1. Mai nunmehr für alle Zukunft zum nationalen Feiertag zu erheben, der dieser Gemeinschaftsleistung, der Arbeit unseres Volkes gewidmet sein soll, dann wollten wir damit gerade auch einmal für immer die Lüge zerstören, daß dieser neue Staat etwa ein Staat gegen den Arbeiter sein würde. Wir waren vom 1. Tage an von der heiligen Ueberzeugung durchdrungen, daß das Deutschland der Zukunft entweder ein Deutschland wahrhafter Volksgemeinschaft sein oder, daß es vergehen werde. Wir wollten diesen neuen Staat aufbauen auf einer Zusammenfassung aller der Millionen Menschen, die durch ihre Arbeit, sei es mit der Stirn oder sei es mit der Faust, dieses Gemeinschaftsleben sicherstellen. Dieser Tag soll vor allem zeigen, daß unser Regime nicht auf den Bajonetten, sondern in den Herzen ruht, daß es im Volke liegt, aus dem Volke seine Kraft schöpft, daß es mit dem Volke marschiert und für dieses Volk handelt. (Jubelnde Beifallskundgebungen der Massen.) Und wir wollten damit zugleich einen Appell über den Erfolg der Arbeit des Jahres und einen Aufruf für die Fortsetzung dieser Gemeinschaftsleistung in der Zukunft verbinden.

Man mag die Frage vielleicht oft gehört haben: Warum machten Sie denn eine Revolution. War das nicht auf anderen Wegen zu erreichen? Konnte man nicht auch mit den vorhandenen früheren Erscheinungen diese Probleme verwirklichen? Nein! Wir Deutsche sind in einer besonders ungünstigen und unglücklichen Lage in der Welt: Ein Volk von außerordentlichen Fähigkeiten, von großem Fleiß erfüllt, mit einer seltenen Tatkraft begabt, auf einem engen Lebensraum, leiden unter dem Mangel zahlreicher Rohstoffe und doch im ganzen erfüllt von dem Bedürfnis einer hohen Kultur und eines hohen Lebensstandards. Was heißt es, wenn wir in Deutschland bei unseren beengten Verhältnissen sieben Millionen Erwerbslose besitzen und nun darangehen müssen, die Zahl zu verringern, um endlich jedem deutschen Volksgenossen wieder Arbeit und Brot zu sichern? Was bedeutet dies gegenüber den Verhältnissen in anderen Ländern, in denen oft auf dem zwanzigfachen Raum auch nicht mehr Menschen leben und die doch nicht in der Lage sind, diese selben Aufgaben glücklich zu lösen, die wir nun einmal lösen müssen, weil sie uns gestellt sind?

Ich kann mich nicht bekennen zu jener These, die sagt: Wenn es eben nicht geht, dann geht es eben nicht. Nein! Es muß gehen! (Die Massen geben ihrer Zustimmung stürmischen Ausdruck.)

Aber eine Voraussetzung ist uns dabei vorgeschrieben: Es kann nicht gehen, wenn in Deutschland der Wille und der Lebenskampf unseres Volkes sich nach 40 und 50 Seiten hin zersplittert.

Dann muß eine Rettung völlig ausgeschlossen sein, wenn die Nation nicht befähigt ist, zu einem Entschluß oder auch nur zu einer Auffassung und damit zu einer Handlung und zu einer Tat zu kommen. Wenn man überhaupt die deutschen Aufgaben lösen wollte, dann war es notwendig, das deutsche Volk in eine Form zu bringen, die es gestattete, die Millionen Einzelwesen zu einer Einheit zu verschmelzen, ihren vielgestaltigen auseinanderstrebenden Willen in einen Willen zu verwandeln, die Tatkraft von so vielen Hunderttausenden und Millionen in eine einzige geschlossene Handlung zu bringen. Nur so konnte man überhaupt daran denken, diese Aufgaben zu lösen, die uns das Schicksal gestellt hat.

Und es ist weiter notwendig, dem Volke selbst wieder die Ueberzeugung seines Wertes beizubringen. Solange jeder nur sich sieht, solange lebt er nur in der begrenzten Tatkraft seiner eigenen Persönlichkeit. Es ist notwendig, in jedem einzelnen die Ueberzeugung lebendig werden zu lassen: Du stehst nicht allein, du brauchst an diese Probleme nicht mit deiner Tatkraft, nicht mit deinem Willen allein heranzutreten. Nein! Blicke um dich! Du bist nur ein Teil von Millionen. Dein Wille ist nur ein Wille von Millionen anderen Willen. Und wenn du mit deinem Willen glaubst, an einer Aufgabe verzagen zu müssen, dann erkenne: Gewaltiger als dein Wille ist der Wille aller derer, die nun hier stehen! Diese Gemeinschaft wird Fragen lösen, an denen du sicherlich verzagen und verzweifeln würdest oder scheitern müßtest, aber die Gemeinschaft wird erst dieser Probleme Herr werden! (Brausende Stürme der Zustimmung.)

Es war notwendig, dem deutschen Volke jenes große Gefühl der Gemeinschaft zu geben: So wie der einzelne Soldat nichts ist aber alles im Rahmen seiner Kompagnie, seines Bataillons, seines Regiments, seiner Division und damit im Rahmen der Armee, so ist auch der einzelne Volksgenosse nichts, aber alles im Rahmen der Volksgemeinschaft. Hier wird plötzlich aus dem schwachen Willen von 60 Millionen einzelner ein gigantischer, gewaltiger, zusammengeballter Wille aller. (Jubelnde Beifallskundgebungen.)

Das muß jedem Volksgenossen klar werden und deshalb hat auch unsere Bewegung dieses ganze besondere Gepräge bekommen. Deshalb diese Massenkundgebungen, diese Massendemonstrationen, diese Generalappelle der Nation. Es muß jeder in einer solchen Stunde tiefinnerlich durchdrungen sein von dem Gefühl:

Jetzt stehe nicht ich dem deutschen Schicksal gegenüber, sondern eine Millionenarmee ist angetreten! Ich bin ein Teil von ihr, einzeln mögen wir vielleicht schwach sein, zusammengenommen sind wir unzerbrechlich. (Die Massen geben diesen Worten des Führers brausenden Widerhall.)

Deshalb ist es notwendig, die Einheit als die Voraussetzung anzusehen, für die Beseitigung unserer Nöte für die Ueberwindung unserer Schwächen und damit für die erfolgreiche Durchführung des deutschen Lebenskampfes. Deshalb ist es notwendig, eine unermeßliche Konzentration des Willens unseres Volkes herbeizuführen, diesem konzentrierten Willen die großen Lebensaufgaben zu zeigen und an diese Aufgaben und Projekte heranzutreten mit einem Entschluß und mit einer Tat. Glauben Sie, meine Volksgenossen, was soll denn der genialste Mensch auf dieser Welt tun, wenn er zur Verwirklichung seiner Pläne nicht die notwendigen Instrumente besitzt. Dies können nur Toren denken die glauben, ein Mensch kann alles. Jawohl, nämlich dann, wenn es ihm gelingt, alle für sich zu erobern! Wenn ihm die Vorsehung die Kraft gibt, in seinem Willen ein Volk zu vereinen, wenn ihm die Vorsehung die Fähigkeit gibt, in seinem Sinne ein Volk denken zu lassen, dann kann er Gewaltiges auf dieser Welt vollbringen!

Immer aber ist die Voraussetzung zum Erfolg seines Handelns die hinter ihm stehende organisierte Gemeinschaft.

Genau so wie derjenige ein Narr ist, der glaubt, ein Feldherr könne Schlachten schlagen, dank seines Genies ohne eine entsprechende Armee. So wie der Feldherr nicht zu trennen ist von seinen Soldaten, so kann der Politiker nicht getrennt werden von seinen Volksgenossen, von der Bewegung, die ihn trägt, von den Menschen, mit denen er seine Pläne zu verwirklichen gedenkt. Mag er tausendmal überzeugt von der Fähigkeit seines Genies und seinen Einfällen sein: er wird nichts verwirklichen können, wenn es ihm nicht gelingt, bewußt oder unbewußt die Millionen zu Trägern seines Handelns zu erziehen und sie in seinem Sinn denken zu lehren. Erst mit einer neuen starken Gemeinschaft der Nation konnte man dann daran gehen, die großen Probleme, die uns im Innern gestellt sind, zu lösen. Und Sie alle, die sie heute hier stehen, die mitarbeiten an der Lösung dieser Probleme. Mögen Sie nun einhergehen, irgendwo in einer kleinen Werkstatt arbeiten, in einer gewaltigen Fabrik, in einem Kontor, in einem Büro, es ist einerlei:

Ueberall sind Sie Mitarbeiter an diesen großen Gemeinschaftsaufgaben.

Und wenn mancher die Frage erhebt: Warum stellen Sie die Aufgaben so groß? — Weil ich glaube, daß man ein großes Volk nur dann mit einem seiner würdigen Wollen erfüllen kann, wenn man ihm auch große Aufgaben stellt! (Tosende Zustimmungskundgebungen der Massen.)

Die Männer, die vor Jahrtausenden einem Volk die Aufgabe stellten, Pyramiden zu bauen, die wußten, warum sie es taten. Sie haben an diesen gewaltigen Gemeinschaftsleistungen 4000 Jahre menschlicher Kultur aufgerichtet! Und wenn wir heute gewaltige Gemeinschaftsaufgaben stellen, dann wissen wir auch, warum wir es tun! Nur die große Gemeinschaftsaufgabe kann ein Volk zu einem Gemeinschaftssinn erziehen. Sie allein kann einem Volk auch die letzte innere Befriedigung gewähren. Es muß der Einzelne über seinem Haupte die Monumente der Gemeinschaftsarbeit sehen, damit er nicht wurzellos wird und schwankend wie ein Rohr im Winde.

Diese Gemeinschaftsaufgaben sind groß, weil bewußt groß gestellt, sie sind schwer, aber sie sind schöne Aufgaben, sie können nur erfüllt werden, wenn das ganze Volk einig und geschlossen ist. Zur Erfüllung dieser Aufgaben aber benötigen wir den inneren Frieden unseres Volkes und wir erziehen es daher in diesem Sinne. Wir haben alles beseitigt, was an Klassenkampf auch nur erinnern könnte, und wenn von rechts oder auch links die rudimentären Ueberreste der Vergangenheit oft an uns herantreten und halb zweifelnd halb zögernd uns fragend: Ja, soll das wirklich — glauben Sie — vollkommen gelingen, werden Sie das Wunder fertigbringen, alle diese Differenzen wirklich zu beseitigen? Dann antworte ich, — mein lieber Freund —

daß dies gelungen ist seit dem Jahre 1919 bis heute, das ist weit größer als das Wunder, das noch zu erfüllen wir uns vorgenommen haben!

(Begeisterte Jubelstürme.)

Damals, da stand ich auch an einem Tag hier an diesem Platz, da drüben an dieser Terrasse, und da waren wilde Haufen hier mit roten Fahnen, die einen mit Sichel und Hammer und die anderen ohne dies. Und sie diskutierten und brüllten und schrien und boten insgesamt ein bejammernswürdiges Bild des deutschen Arbeiters. Damals stand ich, ein unerkannter und unbekannter, ein Namenloser dort. Und heute stehe ich hier! (Unbeschreiblicher Jubel schlägt dem Führer bei diesen Worten entgegen.)

Wer will zweifeln oder wer will bestreiten, daß dies ein wunderbarer und gewaltiger Weg ist. Wer will bestreiten, daß dieses Bild von jetzt, diese Ordnung und diese Ausrichtung etwas anderes sind als das wilde, turbulente Getriebe und Geschrei von damals? Und wenn ich so felsenfest auf die Erfüllung der uns gestellten Aufgabe baue, dann weise ich auf unsere deutsche Jugend hin: denn wenn es uns gelungen ist, diese Ausrichtung fertigzubringen an Menschen, die vorher schon in Unordnung geraten waren, dann wird es uns um so leichter gelingen, eine Jugend in Ordnung zu halten, die diese Unordnung nicht mehr kennen lernte.

(Erneute brausende Kundgebungen.)

Eine neue Führer-Generation

Wir werden den Geist der Aussöhnung und der Verständigung in unserem Volke niemals mehr einschlummern lassen. Eine neue Führergeneration wächst heran. Es soll sich keiner täuschen. Wenn wir einmal vom Schicksal von dieser irdischen Bühne weggenommen werden, dann werden andere, jüngere an unsere Stelle treten, und es wird niemals mehr in Deutschland diese Regenschirmpolitiker der Vergangenheit geben. Ein hartes Geschlecht ziehen wir heran. Was wir im Kampf erprobten, das werden sie fortsetzen. (Begeisterte Zustimmung der Massen.)

Wenn wir diese gewaltigen Aufgaben im Innern unseres Reiches anfassen in der Ueberzeugung, daß der Friede im Volke dafür die Voraussetzung ist, dann ist — das wissen wir — in größerem Sinne auch

der Friede nach außen notwendig zur Erfüllung dieser Ideale.

Wir versprechen uns nichts von einem Europa, das dem Irrsinn gegenseitiger haßerfüllter Angriffe ausgesetzt ist oder verfällt. Weil wir gewaltige Pläne besitzen, weil wir uns große Aufgaben gestellt haben, wollen wir den Frieden bewahren. Das kann vielleicht so mancher kleine Politikaster in anderen Ländern gar nicht begreifen. Wir sind nicht eine turbulente Masse, in der jeder tut und tun kann, was er will. Wir haben unser Volk ausgerichtet nach großen Gemeinschaftsleistungen. Wir haben uns große Ziele gesetzt und wir können den anderen nur sagen, kommt uns dabei nicht in die Quere, laßt uns in Ruhe. (Langanhaltende stürmische Beifallskundgebungen der Massen.)

Wir sind mit unseren inneren Schwierigkeiten selbst fertig geworden, ohne ein anderes Volk in Mitleidenschaft zu ziehen, werdet ihr mit den eueren gefälligst auch selbst fertig und versucht nicht, andere in eure Händel hineinzubringen. (Erneute Beifallsstürme.) Wir haben es nicht notwendig in Deutschland — und ich kann das gerade an diesem Tage vor euch, meine Volksgenossen, sagen:

Ich habe es nicht notwendig, mir durch irgendeinen Ruhmesakt, der Millionen Tote im Gefolge hat, bei meinem Volk Achtung und Respekt zu verschaffen. Die habe ich auch ohnedem!

(Tosender, minutenlang anhaltender Jubel und stürmische Heilrufe begleiten diesen Satz.) Ich stehe nicht auf schwankendem Boden. Ich brauche nicht Millionen von unserem Volk zur Schlachtbank zu führen, damit Millionen andere vielleicht an mich glauben! (Die Kundgebungen der Massen setzten sich fort.)

Wir haben in diesen drei Jahren nichts getan, was irgendeinem anderen Volke Leid hätte zufügen können, keinen Schritt vollzogen, der irgend jemand weh tun konnte. Wir haben nach nichts die Hand ausgestreckt, was uns nicht gehört. Wir sind in unseren Grenzen geblieben. Wir haben den anderen dutzende Male die Hand entgegengehalten! — Was will man dann noch mehr?

In diesen 3¼ Jahren ist das deutsche Volk im Innern stark und fest geworden. Allein es hat seine Festigkeit nie mißbraucht, um vielleicht einen anderen zu bedrohen. Im Gegenteil: wir haben in diesen 3¼ Jahren versucht, diese Festigkeit als einen Faktor der Stabilität in das europäische Leben einzufügen. Wenn das anderen nicht gefällt, was können dann wir dafür? Wir erlebten es ja in diesen Wochen. Vor ganz kurzer Zeit haben wir der Welt ein großes Angebot gemacht. Nicht von einigen Juristen und Advokaten ausgeklügelt, sondern vom gesunden Menschenverstand, einfach und klar. Wenn man will, kann man Europa damit die innere Ruhe und das Gefühl der Sicherheit geben.

Aber was erleben wir? Im selben Augenblick, in dem wir ohne Rücksicht auf Vergangenheit oder Gegenwart uns bereit erklären, allen Völkern die Hand entgegenzustrecken, Verträge mit ihnen abzuschließen, im selben Augenblick sehen wir schon wieder eine neue Hetze ausbrechen (Pfuirufe). Wieder verbreitet man Lügen: Deutschland würde morgen oder übermorgen in Oesterreich einrücken (Pfuirufe und Gelächter der Massen). Ich frage mich:

Wer sind denn eigentlich diese Elemente, die keine Ruhe, keinen Frieden und keine Verständigung haben wollen, die fortgesetzt hetzen und Mißtrauen säen müssen, wer sind sie eigentlich?

(Stürmische vieltausendfache Zurufe: Die Juden.) Ich weiß es (stürmischer minutenlanger Beifall).

Ich weiß, es sind nicht die Millionen, die zu den Waffen greifen müßten, wenn diesen Hetzern ihre Absichten gelingen würden. Die sind es nicht, bei keinem Volk! Es ist ein kleiner Interessenklüngel, ein internationaler, der davon lebt, die anderen Völker durcheinander zu hetzen. Wir kennen diese Genossen aus unserem eigenen Lande und wir sehen ihre Spuren zwischen allen Völkern. Umso notwendiger aber ist es, daß wir erst recht und gerade deshalb an unserer Einheit und Geschlossenheit hängen.

Wie ist es heute schön in Deutschland, ein Volk zu haben, das statt mit dem Gummiknüppel regiert zu werden, sich selbst führt, selbst ordnet und selbst leitet!

Wie ist es schön heute, bei uns ein Volk zu haben, das sich nicht bemüht, sich gegenseitig das Leben schwer und sauer zu machen, sondern das beginnt, mehr und mehr Rücksicht aufeinander zu nehmen. Wir sind so glücklich, in diesem Volke leben zu können und

ich bin so stolz darauf, Euer Führer sein zu dürfen!

So stolz, daß ich mir nicht vorstellen kann, was auf der Welt mir dies zu ersetzen vermöchte. Lieber, tausendmal lieber, unter Euch der letzte Volksgenosse, als irgendwo anders ein König! (Nicht enden wollender Jubel brandet dem Führer entgegen.)

Und dieser Stolz erfüllt mich besonders gerade am heutigen Tage. Als ich vorhin durch diese langen Straßen fuhr und links und rechts diese Hunderttausende und Millionen von Volksgenossen sah aus allen Betrieben und Werkstätten, aus unseren Fabriken und Kontoren, da ist mir das Herz so recht aufgegangen, da habe ich so recht gefühlt:

Das ist unser Deutschland! Das ist unser Volk, unser herrliches deutsches Volk und unser liebes deutsches Reich!

(Minutenlang jubelnde Bewegung.)

In dieser Stunde, so glaube ich, können wir nur den Wunsch haben: Möchten die anderen Völker nur einen Blick hier hereinwerfen, möchten sie nur dieses Volk des Friedens und der Arbeit sehen, dann glaube ich, würden sie die Hetzer nehmen und von sich weisen! (Brausende Zustimmungskundgebungen.) Dann würden sie verstehen und begreifen, warum diese höchste nationale Gemeinschaft zugleich der höchste Garant einer wahrhaften europäischen Ordnung und damit einer wirklichen menschlichen Kultur und Zivilisation ist und sein wird.

So bitte ich Sie denn in dieser Stunde, die Herzen zusammenzunehmen und den Geist zurückblicken zu lassen in die Vergangenheit und dann zu empfinden das Glück, das uns dadurch geworden ist, daß wir wieder zurückgefunden haben zu einer Gemeinschaft, zu einem Volk. Und diesem Volke wollen wir uns als verschworen erklären, an diesem 1. Mai der Arbeit und der Volksgemeinschaft mit unserem alten Bekenntnis:

Unser deutsches Volk und unser deutsches Reich Sieg-Heil!

Eine ungeheure Welle der Begeisterung brandet empor aus den Hunderttausenden und schlägt dem Führer entgegen.

Stabschef Lutze im Rundfunk

dnb. **Berlin**, 30. April. Der SA.-Stabschef des Führers, Viktor Lutze, spricht am Montag, 4. Mai, in der Zeit von 19.40 bis 20 Uhr über alle deutschen Sender zum Dankopfer der Nation.

Konrad Henlein spricht

bei der Maifeier der Sudetendeutschen

dnb. **Prag**, 1. Mai. Der Vorsitzende der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, sprach bei der Maifeier auf dem Sportplatz in Bilin in Westböhmen bei strömendem Regen.

Er führte in seiner Rede u. a. aus: Der 1. Mai steht heute im Sudetendeutschtum im Zeichen unserer Bewegung. Die Zukunft gehört trotz aller Widerstände und aller Gegner uns; denn unser Vormarsch, das Vorwärtsdrängen unserer Idee läßt sich nicht aufhalten. Man möge endlich erkennen, daß der Wille des Volkes nicht zu brechen ist, daß eine Bewegung, die aus tiefsten Quellen hervorbricht, dauernd ist.

„Der schönste Augenblick meines Lebens"

Arbeiter und Jungarbeiter beim Führer zu Gast

Die Arbeiterdelegierten aus allen deutschen Gauen und die Reichssieger und Reichssiegerinnen des Reichsberufswettkampfes, dazu die Träger des nationalen Buch- und Filmpreises wurden am Nachmittag des 1. Mai im Hause des Reichspräsidenten vom Führer empfangen. In ihnen ehrte der Führer durch die Begrüßung am nationalen Feiertag des deutschen Volkes, dem Tag der Volksgemeinschaft und der Arbeit, symbolisch alle deutschen Schaffenden. So war dieser gemeinsame Empfang von Arbeitern, Jungarbeitern, Studenten und Künstlern ein schönes Symbol für die große schaffende Gemeinschaft des deutschen Volkes.

Nach einem Rundgang im Garten nahmen die Teilnehmer im großen Saal des „Hauses des Reichspräsidenten" in einem Viereck Aufstellung. Als dann der Führer mit Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Reichsjugendführer Baldur von Schirach, Staatssekretär Funk, Obergruppenführer Brückner, den Brigadeführern Schaub und Schreck, den Hauptamtsleitern Claus Selzner und Simon von der DAF. und Stabsführer Lauterbacher von der RJF. erschien, wurde er mit begeisterten Heilrufen begrüßt. Reichsminister Dr. Goebbels meldet in einer kurzen Ansprache die Anwesenden.

Dann schritt der Führer die Reihen ab und begrüßte die einzelnen mit einem kräftigen Händedruck. Er fragte sie, wie sie nach Berlin gekommen seien und freudestrahlend erzählten fast alle, daß sie in ihrem Leben noch nie vorher geflogen waren. Der Führer erkundigte sich bei jedem einzelnen nach seiner wirtschaftlichen Lage, der seiner Arbeitskameraden und der Entwicklung des Betriebes, in dem er arbeite. Frei und unbefangen plauderten die Arbeiter über alle sie bewegenden Fragen. Die meisten von ihnen hatten natürlich das Anliegen, daß der Führer bald auch einmal in ihre Stadt kommen möge. Und als sich dann ein Münchener meldete, da meinte der Führer scherzend: „Sie können nun aber wirklich nicht sagen, daß ich bald einmal zu Ihnen kommen soll!" Bei den Reichsautobahnarbeitern erkundigte sich der Führer eingehend nach Einzelheiten ihres Bauabschnittes und auch sie richteten an den Führer die Bitte, er möchte doch zur Einweihung ihrer Arbeit kommen, denn gerade sie wollten ihn an diesem Ehrentag ihrer Arbeit in ihren Reihen haben.

Eine Reihe von Abordnungen überreichte dem Führer Erzeugnisse ihrer heimischen Werkarbeit. Es waren dies nicht große kostbare Geschenke, aber dafür um so mehr Beweise der Anhänglichkeit gerade der ärmsten Söhne Deutschlands zu Führer und Volk. So hatte ein Arbeiter aus dem Bergischen Land eine riesige Brezel mitgebracht, ein Solinger Stahlarbeiter einen Brieföffner mit Elfenbeingriff und Hakenkreuzrunen, ein Prachtstück deutscher Wertarbeit, ein Webarbeiter aus Wuppertal eine Spitzendecke aus deutschen Werkstoffen. Die Delegierten aus dem Gau Essen überreichten einen blankpolierten Block Kohle mit einem Treuegedicht der niederrheinischen Knappen. Ein Arbeiter aus dem Allgäu überbrachte dem Führer ein Stück glitzerndes Schleifglas und ein Spinnwebmuster, und ein Arbeiter aus einer hannoverschen Gummifabrik hatte Kraftwagenreifen mitgebracht, die zu 95 v. H. aus deutschem Buna-Gummi hergestellt sind. Ein Weber aus der Oberlausitz übergab dem Führer eine Aufnahme von dem Jungvolkfähnlein seiner Ortsgruppe und bat den Führer, er möchte eine Reihe anderer Aufnahmen unterschreiben, die das Heim des Fähnleins schmücken sollen.

Manch einer erzählte dem Führer von Begegnungen aus der Kampfzeit und erinnerte ihn an eine frühere Anwesenheit in seinem Heimatort.

Dann kamen die Reichssieger und Reichssiegerinnen des Reichsberufswettkampfes an die Reihe. Hier sprach der Führer zunächst dem Schöpfer und Leiter des Reichsberufswettkampfes, Obergebietsführer Axmann, seinen Dank aus und begrüßte dann die 35 Jungen und Mädel, die von einer Million Wettkampfteilnehmern als die besten deutschen Jungarbeiter ermittelt wurden. Er fragte sie immer wieder nach ihren Aufgaben, ihrem Alter, ihrer Ausbildung und ihren Zukunftsplänen. „Dies ist der schönste Augenblick meines Lebens", so sagte eine junge Korbmacherin zum Führer. Die Jungen und Mädel, die Sieger im Reichsberufswettkampf geworden sind, haben nun die Möglichkeit, kostenlos nach ihrer Wahl weiter ihre Fachausbildung zu genießen, eine schöne Belohnung für Fleiß, Können und Tüchtigkeit.

Dann begrüßte der Führer die Träger des Nationalen Buch- und Filmpreises. Er begrüßte zunächst den Träger des Nationalen Buchpreises, den nationalsozialistischen Dichter und Kämpfer, SA.-Obersturmbannführer Schumann, der von dem Komponisten der bei der Festsitzung der Reichskulturkammer aufgeführten „Heldischen Feier" Franz Philipp begleitet war. Der Führer dankte dem Preisträger Gerhard Schumann in herzlichen Worten für seine Gedichte. Der Träger des Nationalen Filmpreises, der Regisseur Carl Fröhlich, der den preisgekrönten Film „Traumulus" schuf, hat in seiner Bescheidenheit die Verleihung des Filmpreises nicht erwartet und war kurz vor dem 1. Mai verreist. Dafür war es gelungen, den Mann herbeizurufen, der die Hauptrolle dieses Films verkörperte und mit seinem meisterhaften Spiel wesentlich zum Erfolg des Films beitrug: Emil Jannings. Auch ihm dankte der Führer sehr herzlich und man merkte Emil Jannings an, wie er innerlich bewegt war von diesem Augenblick.

Ganz besonders herzlich war der Dank des Führers an den Organisator der unvergleichlichen Feiern des 1. Mai, Oberregierungsrat Parteigenosse Gutterer, vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und seine Mitarbeiter sowie an Architekt Speer, den Schöpfer der Nürnberger Parteitagbauten, der wie bei vielen Großkundgebungen auch der Feier des 1. Mai in Berlin das künstlerische Gesicht gab.

Mit einer abschließenden Ansprache dankte der Führer noch einmal den Anwesenden für alle überbrachten Grüße, für die Geschenke, für das Vertrauen und die Treue und für ihr Kommen.

Die Teilnehmer des Empfangs waren dann noch einige Zeit Gäste des Führers im „Hause des Reichspräsidenten".

Danzig. Wie die Senatspressestelle mitteilt, ist durch eine Abänderungsverordnung vom 30. April 1936 die für den Reiseverkehr geltende Freigrenze mit Wirkung ab 2. Mai 1936 von 20 auf 50 Gulden erhöht worden.

Jungflieger im Kampf

Segelflugmodellwettbewerb in den Borkenbergen

Paderborn. Die Luftsport-Landesgruppe 10, Westfalen, des Deutschen Luftsportverbandes, teilt mit: Der letzte Meldetermin für den am 2. und 3. Mai d. J. in den Borkenbergen stattfindenden Modellwettbewerb war am 27. 4. abgelaufen. Es liegen annähernd 500 Meldungen vor, doch muß die Teilnehmerzahl auf 300 beschränkt werden. Schon die Zahl der Meldungen beweist, daß der Flugmodellbau in Westfalen und Lippe eifrig und mit Erfolg gepflegt wird. Er hat die Aufgabe, das Interesse der Jugend auf das Gesamtgebiet der Luftfahrt und des Luftsportes zu lenken und Begeisterung zu erwecken. In der Klasse 1, der Modellflieger bis zu 18 Jahren, liegen weit über 350 Meldungen vor. Die Meldungen der anderen Klassen sind naturgemäß schwächer. Das hat seinen Grund zum Teil darin, daß die „alten" Modellflieger sich als Modellbaulehrer für die Jugend eingesetzt haben. Von den Sonderkonstruktionen ist vom Metallbau bis zum Flugmodell mit fernelektrischer Steuerung alles vertreten. Das Gesamtarbeitsgebiet zeigt nach dem vorliegenden Material einen guten Durchschnitt.

Die Teilnehmer treffen am Sonnabend, dem 2. Mai, gegen 18 Uhr in den Borkenbergen ein. Am Abend ist eine Feierstunde der Hitlerjugend in der Reichsführerschule. Schluß des Wettbewerbs am Sonntag 16 Uhr. Von 16 bis 18 Uhr finden Segel- und Motorflugvorführungen statt. Die Preisverteilung wird um 18 Uhr beendet sein.

Glückwunschtelegramme

des Führers und des Reichspropagandaministers an die Preisträger

dnb. **Berlin,** 1. Mai. Der Führer hat den Preisträgern des Nationalen Filmpreises und des Nationalen Buchpreises seine Glückwünsche ausgesprochen.

An den Filmregisseur Carl Fröhlich sandte er das folgende Telegramm:

„Zur Verleihung des Nationalen Filmpreises übermittle ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche."

An den SA.-Obersturmbannführer Gerhard Schumann schickte er das nachstehende Glückwunschtelegramm:

„Zur Verleihung des Nationalen Buchpreises beglückwünsche ich Sie von ganzem Herzen."

Reichsminister Dr. Goebbels hat an den Träger des Nationalen Filmpreises, Filmregisseur Carl Fröhlich, folgendes Telegramm gerichtet:

„Zur Verleihung des Nationalen Filmpreises übermittle ich Ihnen meine herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche."

Ferner sandte er an den Träger des Nationalen Buchpreises, SA.-Obersturmbannführer Gerhard Schumann, das nachstehende Telegramm:

„Zur Verleihung des Nationalen Buchpreises nehmen Sie meine herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche entgegen."

Der englische Flottenhaushalt

Umfangreiches Neubauprogramm

dnb. **London, 30. April. Am Donnerstag, nur wenige Tage nach der Bekanntgabe des eigentlichen englischen Staatshaushalts, wurde der erste Ergänzungshaushalt veröffentlicht. Er hat die finanzielle Forderungen der britischen Flotte zum Gegenstand. Danach verlangt die Admiralität einen zusätzlichen Betrag in Höhe von 10.3 Millionen Pfund, der u. a. für die Durchführung eines neuen Bauprogrammes verwendet werden soll, das 38 Schiffe und eine Reihe kleinerer Fahrzeuge umfaßt.**

Die Beisetzung König Fuads

dnb. **Kairo,** 30. April. Am Donnerstagvormittag wurden die sterblichen Ueberreste König Fuads I. unter größter Anteilnahme der Bevölkerung der Hauptstadt Aegyptens zu Grabe getragen. Um 10 Uhr wurde der Sarg, der mit der ägyptischen Flagge bedeckt war, aus dem Königspalast auf die Lafette getragen. Unter Vorantritt militärischer Formationen setzte sich dann der Trauerzug in Bewegung.

Unter den vielen Kranzspenden befand sich auch ein großer Kranz des Führers und Reichskanzlers und der Reichsregierung.

Der Führer hatte den deutschen Gesandten in Kairo von Stohrer zum Sonderbotschafter und zu seinem Vertreter bei den Beisetzungsfeierlichkeiten ernannt.

Der neue König Faruk wird am 5. Mai in Alexandrien erwartet. Die Frage der Regentschaft bis zur Erklärung seiner Mündigkeit ist noch nicht geklärt. Nach der Verfassung muß beim Tod des Königs das Parlament innerhalb von 10 Tagen über die Regentschaft Beschluß fassen. Falls kein Parlament besteht, hat das alte aufgelöste die Befugnis, zusammenzutreten. Ungeklärt ist jedoch noch die Frage, ob das letzte oder das vorletzte Parlament zuständig ist, da das letzte Parlament gewählt worden ist, als die Verfassung aufgehoben war.

Dammbruch am Kanal Datteln—Wesel

Dorsten. In Nachwirkung des Hochwasserdruckes ist Donnerstagmorgen ein Teil des Dammes vom Kanal Datteln—Wesel in einer Länge von über 100 Meter und einer Tiefe von drei Meter abgerutscht. Die Erdmassen ergossen sich in den Kanal. Infolge des Dammbruches ist die Strecke nur einseitig befahrbar. Die Einbruchstelle befindet sich in der Nähe eines Dükers, wo im vorigen Jahre ebenfalls ein Teil des Dammes während des Hochwassers einstürzte.

Ehrung der Reichssieger in Bochum

Bochum. Fünf Teilnehmer am Reichsberufswettkampf der deutschen Jugend gingen im Gau Westfalen-Süd von insgesamt 22 000 Teilnehmern an diesem Kampf als Reichssieger in der Schlußprüfung in Königsberg hervor. Die Sieger und Siegerinnen wurden am Tage des 1. Mai im Rahmen der großen Kundgebung der Bochumer HJ von dem stellvertretenden Gauleiter Emil Stürtz besonders geehrt, der jedem von ihnen Adolf Hitlers „Mein Kampf" mit persönlicher Widmung überreichte.

Im Dienst tödlich verunglückt.

Oberhausen. Im Sammelbahnhof Osterfeld-Süd wurde beim Absetzen eines Packwagens der 56jährige Zugschaffner Heinrich N. beim Rangieren durch den linken Zylinder der Lokomotive zu Tode gequetscht. Der Verunglückte ist verheiratet und hinterläßt Frau und fünf Kinder.

Tod auf den Schienen gesucht.

Oberhausen. Am Donnerstagfrüh wurde auf der Reichsbahnstrecke Oberhausen-Meiderich eine 40jährige Frau aus Oberhausen von einem aus Meiderich kommenden Personenzug überfahren. Der Unglücklichen wurden beide Beine abgefahren.

Die Ermittlungen der Kriminalpolizei ergaben, daß die Frau, die seit längerer Zeit an schweren Nervenstörungen litt, sich in selbstmörderischer Absicht vor den Zug geworfen hat.

Sprengunglück. — Drei Arbeiter getötet

Bozen. Bei den Arbeiten zur Verbreiterung einer Brücke im Zuge der Dolomitenstraße explodierte in der Nähe von Ruaz eine Sprengmine vorzeitig. Dadurch wurden drei Arbeiter aus Buchenstein in den Abgrund geschleudert und sofort getötet. Zwei Leichen konnten bis jetzt geborgen werden, die dritte ist wahrscheinlich von einem Wildbach fortgespült worden.

„Großer Zapfenstreich, stillgestanden"

7000 Fackelträger auf dem Marsch durch die Innenstadt

Ehe noch die Sonne hinter dem Häusermeer verschwand, machte sich im Westen Berlins schon wieder der Auftakt zu der abschließenden großen Festveranstaltung der Schlußkundgebung im Lustgarten bemerkbar. Kilometerlang hatten sich in der Gegend des Sportpalastes die sechs großen Marschblocks formiert, deren Spitze die Wehrmacht mit den Abordnungen des Wachregiments Berlin, der ersten Marine-Unteroffizier-Abteilung aus Kiel und der Wachtruppe der Luftwaffe in Stärke von zusammen 129 Mann einnahm.

Wie ein Lauffeuer im wahrsten Sinne des Wortes pflanzte sich das Anzünden der Fackeln von Kolonne zu Kolonne. Um 20.15 Uhr setzte sich nach dem Kommando „Großer Zapfenstreich, stillgestanden!" der Zug mit klingendem Spiel in Bewegung. Auf gut eine viertel Million muß man die Menge schätzen, die auf dem vier Kilometer langen Wege über den Potsdamer Platz und die Friedrichstraße zu den Linden das machtvolle Schauspiel dieses imposanten Fackelzuges in sich aufnahm. Den Abordnungen der Wehrmacht mit geschultertem Gewehr folgten starke Gliederungen der Leibstandarte Adolf Hitler und der Schutzpolizei. Mit geschultertem Spaten, der im Schein der Fackeln blinkte und blitzte, kamen in mustergültiger Haltung die jungen Arbeitsdienstmänner. Hinter der SA. die Männer des NSKK., dann die Politischen Leiter, Bahnschutz und Postschutz, ein prächtiger Anblick, diese geballte männliche Kraft in schneidigem Marschtempo inmitten der leuchtenden Fackelsäule!

Der deutsche Luftsportverband nahm mit 600, der Luftschutzbund mit 300 Mann an dem Marsch teil. Die über 400 Mann starke Abordnung des Kyffhäuserbundes führte eine kleine Abteilung von ehemaligen Schutztrupplern in ihren schmucken Uniformen. Soldatenbund und NS.-Marinebund, Technische Nothilfe und Rotes Kreuz, die Feuerwehr und die Werkscharen der Deutschen Arbeitsfront bildeten den Abschluß. Insgesamt nahmen mehr als 7000 Mann an dem Fackelzug teil. Seine Spitze war längst im Lustgarten angekommen, als die letzten Abteilungen noch über den Potsdamer Platz schritten.

Im Lustgarten

„Freut Euch des Lebens", das war das Grundmotiv der Veranstaltungen dieses 1. Mai, der mit seiner inneren Wucht und seinem überzeugenden Bekenntnis zum Gemeinschaftswillen sich würdig an seine Vorgänger in den verflossenen drei Jahren anreihte. So freudig, so heiter und eindrucksvoll gestaltete sich auch der Abschluß der offiziellen Feiern am Abend im Lustgarten. Das wuchtige Dröhnen der Kesselpaute, die Klänge des Präsentiermarsches werden fast übertönt von dem Jubel der Tausende, die diesem abendlichen Schauspiel beiwohnen.

Dann spricht in seiner markanten mitreißenden Art Ministerpräsident Generaloberst Göring. Nachdem der Beifall verrauscht war, ertönte das Kommando zum großen Zapfenstreich der Wehrmacht, ein eindrucksvoller Abschluß für diesen ereignisvollen Tag.

Rhein-Ruhr-Messe Dortmund 1936 eröffnet

rwd. **Dortmund,** 30. April. Die Rhein-Ruhr-Messe Dortmund 1936, die umfassende und vielseitige Schau des rheinisch-westfälischen Gaststätten- und Beherbergungsgewerbes, welche die einzige Frühjahrsveranstaltung dieser Art im ganzen Reiche ist, wurde Donnerstag in Gegenwart zahlreicher Vertreter der Partei und ihrer Gliederungen, der Behörden, der Wehrmacht, der Wirtschaft, des Handwerks, Handels und Verkehrs im Goldsaal der Westfalenhalle eröffnet. Eingangs nahm der Bezirksgruppenleiter Westfalen der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe F. Nephuth-Dortmund das Wort. Als Vertreter des Instituts für deutsche Wirtschaftspropaganda wies Pg von Tschirschnitz-Berlin darauf hin, daß die Ausstellungen heute ein Instrument im Dienste der Volksgemeinschaft seien. Das Ausstellungswesen sei nicht mehr in erster Linie auf privatwirtschaftlichen Erwerb, sondern auf die von Volk und Staat zu lösenden Aufgaben gerichtet.

Kranzniederlegung

am Grabe des Arbeitsdienstmannes Koch

Bochum. Es war im vorigen Jahre am 1. Mai, als die Kunde von der Ermordung des Arbeitsdienstmannes Ernst Koch durch die deutschen Gaue lief und überall helle Empörung hervorrief. Ein ruchloser Täter hatte den Arbeitsdienstmann Koch aus dem Hinterhalt in Kirchhundem an dem Tag, der der deutschen Arbeit Ehrentag ist, erschossen. Auf dem Friedhof in Bochum-Grumme hat der tote Arbeitsdienstmann seine letzte Ruhestätte gefunden. An seinem ersten Todestag marschierten die Kameraden des nach ihm benannten Arbeitsdienstlagers Ernst Koch mit der Fahne, die den Namen des toten Kameraden trägt, am Grabe Ernst Kochs auf. Es war eine schlichte Feierstunde, die die Arbeitsdienstmänner ihrem Kameraden bereiteten, der Blut und Leben für Deutschland gab. Ein prächtiger Kranz wurde durch den Vertreter des Gauarbeitsdienstführers an seinem Grabe niedergelegt.

Bauwart Schmitt wird vernommen

Der Baugrubeneinsturz in der Hermann-Göring-Straße

dnb **Berlin,** 30. April. In der Donnerstagsverhandlung des Baugrubenunglücks wurde Reichsbahnbauwart Schmitt vernommen. Er berichtete u. a. von einem Hohlraum, der von Arbeitern in sechs bis sieben Meter Tiefe unter der Oberfläche hinter der Außenwand entdeckt und mit Sand aufgefüllt worden sei. Diese Aussage steht in einem gewissen Zusammenhang mit der Theorie Noths, der — wie erinnerlich — den Einsturz auf das Zusammensacken eines unterirdischen Hohlraums auf der Tiergartenseite zurückführen will. Aus der Vernehmung Schmitts ergab sich weiter, daß Reichsbahnrat Wenher die Verwendung von Konsolkonstruktionen verboten hat. Diese Konsolen bestanden aus übereinander genieteten Eisenträgerstücken; sie sollten ähnlich wie die gestoßenen, d. h. zusammengestückten Steifen die Verwendung der zu kurzen Bohlen ermöglichen. Man einigte sich schließlich dahin, daß die Konsolen wenigstens in einem Teil der Baugrube nicht angebracht werden durften.

Sodann machte Schmitt über die Frage der Einbindetiefe ausführliche Angaben. Schließlich wurde noch einmal die Frage der Aussteifung erörtert. Der Sachverständige Prof. Halter stellte an Hand der kurz vor dem Unglück in der Baugrube aufgenommenen Lichtbilder fest, daß sich einzelne Rammträger in der östlichen Außenwand gegeneinander verschoben haben. Er nahm an, daß die Abweichung der einzelnen Träger innerhalb der Wand 40 bis 60 Zentimeter betragen hat. Es habe sich bei der Aussteifung notwendigerweise ein Knick ergeben, der ein Gefahrenmoment bildete.

Schmitt trat der Auffassung des Sachverständigen entgegen und bezifferte die durch Verbiegung der Träger entstandenen Abweichungen auf höchstens 5 bis 15 Zentimeter, so daß sie praktisch die Sicherheit nicht beeinträchtigt hätten. Die nächste Verhandlung findet am Dienstag kommender Woche statt.

Berlin. Der Führer und Reichskanzler empfing am Donnerstag den Pressechef der chinesischen Nationalregierung, Herrn Gesandten Dr. Tang Leang-Li, der ihm im Auftrage des zurzeit in Bad Nauheim weilenden früheren chinesischen Ministerpräsidenten Wang Ching-Wei dessen Lichtbild sowie ein kostbares Gemälde eines zeitgenössischen chinesischen Künstlers überreichte.

Kundgebung der zwei Millionen

Triumphfahrt des Führers zum Lustgarten

dnb. **Berlin,** 1. Mai. Die Fahrt des Führers vom Deutschen Opernhaus nach dem Abschluß der Festsitzung der Reichskulturkammer zum Lustgarten wurde zu einer einzigartigen Kundgebung der Freude und des Vertrauens der Schaffenden, die die beiden Seiten des Weges dicht umsäumten. Tausende von Händen — ein ganzer Wall — reckten sich gleichzeitig grüßend dem Führer entgegen, der langsam fahrend, in seinem Wagen stehend, nach allen Seiten dankte. Auch aus den Fenstern und von den Dächern der Gebäude winkten und jubelten begeisterte Menschen, die schon seit vielen Stunden auf ihren Plätzen gewartet hatten. Eine außerordentlich festliche Kundgebung auf dem 6 Kilometer langen Wege bis zum Endpunkt der Via triumphalis, dem Lustgarten, der Stätte des feierlichen Staatsaktes.

Der Lustgarten im Festschmuck

Die herrlichen Bauten des Alten Museums, des Doms und des Schlosses umpannen die Feierstätte auf drei Seiten, während die Spree die vierte abgrenzt. Das mit dunkelrotem Sammet umkleidete Rednerpodium steht inmitten der großen Freitreppe des Museums. Vor dem Dom und der Spreeseite säumen die Tribünen bis zur Straße vor dem Schloß das Aufmarschfeld. Hohe Fahnenkulissen, deren schlanke Säulen goldene Hoheitszeichen tragen und im Hintergrund der mit goldgebänderten Girlanden geschmückte Schlüterbau des Schlosses vermitteln den Eindruck der Geschlossenheit. Stolz reckt sich 40 Meter hoch der herrliche Maibaum aus dem Warndt empor. Lorbeerumrankt trägt er das Hakenkreuz auf der Spitze. In 30 Meter Höhe hängt an mächtigen Goldbändern der 6 Zentner schwere Maikranz.

Der Einmarsch der Ehrenabordnungen — Der Staatsakt

Um 10 Uhr beginnt der Einmarsch der Ehrenabordnungen in das gewaltige Rechteck. SS. hält das Mittelfeld für die Ehrenkompagnien der Wehrmacht, der Leibstandarte, der Ehrenabteilungen der SA. und des Arbeitsdienstes frei. Kurz nach 11 Uhr marschieren 17 Feldzeichen und 700 Fahnen der Deutschen Arbeitsfront mit frischen Maien geschmückt, aus dem Schlüterhof des Schlosses zur Freitreppe. Die Feldzeichen der Leibstandarte und die älteste Berliner SA.-Standarte nehmen vor dem Rednerpult, die übrigen zur Linken und Rechten Aufstellung. Die Tribünen sind eine Stunde vor Beginn bis auf den letzten Platz besetzt. An der Spreeseite haben in den ersten Blocks die Mitglieder der Reichsregierung, das Führerkorps der Bewegung, die hohe Generalität der Wehrmacht, fast das ganze Diplomatische Korps mit dem Doyen, dem Päpstlichen Nuntius, Mgr. Orsenigo an der Spitze, die Arbeiterdelegierten und die Sieger des Reichsberufswettkampfes ihre Plätze eingenommen. Eine Stunde vor Beginn marschieren mit klingendem Spiel die Ehrenkompagnien ein, an der Spitze die der Wehrmacht, gefolgt vom Arbeitsdienst, einer Ehrenkompagnie der Leibstandarte und dem Ehrensturm der SA., die die Reservebrigade 29 ausschließlich aus Trägern des Eisernen Kreuzes 1. Klasse gestellt hat. Viele von ihnen tragen außerdem noch andere hohe Ehrenzeichen. Zu den ersten Ehrengästen gehören die 96 Arbeitergäste der Reichsregierung aus allen deutschen Gauen, viele von ihnen in den heimischen oder Berufstrachten. Vor dem Schloß aber, soweit die Feststraße zu übersehen ist, ja selbst jenseits der Spree viele hundert Meter von der Feststätte entfernt, in den Fenstern und auf den Dächern der weitabliegenden Bauten, stehen die Menschen dicht gedrängt wie an der Feststraße, stehen zwei Millionen deutscher Volksgenossen, die ihren Führer hören und sehen wollen.

Als die vier Musikkorps der Wehrmacht unter der Leitung des Heeresmusikinspizienten, Prof. Schmidt, den Badenweiler Marsch intonieren, der ankündigt, daß der Führer die Fahrt zum Lustgarten angetreten hat, zieht der Himmel die letzten Schleier fort, überstrahlt schönste Maiensonne ein farbensattes, unvergeßlich schönes Bild. Von der Feststraße her klingt fernes Brausen herüber und schwillt zu mächtigen Akkorden an:

Der Führer kommt

Kommandos ertönen, die Musikkorps spielen den Präsentiermarsch, dröhnender Jubel begleitet den Führer in den Lustgarten. Begleitet von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Reichsminister Dr. Goebbels, dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generaloberst Göring, Reichsführer SS. Himmler und seiner ständigen Begleitung, schreitet der Führer die Front der Ehrenformationen ab. Als er die Freitreppe betritt, wiederholt sich der Jubelsturm, der von den Fanfaren unterbrochen wird, die den Beginn des Staatsaktes ankündigen.

Reichsminister Dr. Goebbels im Lustgarten

Dann nimmt Reichsminister Dr. Goebbels das Wort: Mein Führer! Ich entbiete Ihnen den Gruß der Reichshauptstadt. Zwei Millionen Berliner, Männer und Frauen, haben Ihnen bei der Anfahrt über die Triumphstraße ihre Huldigungen entgegengebracht. In diese Huldigungen haben im ganzen Lande, in Stadt und Dorf, bis in die letzte kleinste Bauernhütte die deutschen Menschen mit eingestimmt. Es ist dieses ganze deutsche Volk, mein Führer, das Ihnen am 29. März seine Dankbarkeit, seine Treue, aber auch sein Vertrauen zum Ausdruck gebracht hat. Es steht wie hier im Lustgarten und auf den breiten Rängen der Triumphstraße, so im ganzen Reiche aufmarschiert und wartet auf Ihr Wort, am Feiertage der Arbeit, dem Sie durch eine neue sittliche Auffassung auch einen neuen Sinn und einen neuen Inhalt gegeben haben. Es ist das vierte Mal, mein Führer, daß Sie die Nation zum Nationalfeiertag am 1. Mai aufgerufen haben. Am 1. Mai 1933 war es ein Tag der Gläubigkeit. Am 1. Mai 1934 war es ein Tag der Willenskraft und der Entschlossenheit, am 1. Mai 1935 war es ein Tag der wiedergewonnenen Freiheit, und in diesem Jahre, mein Führer, ist es wieder ein Tag der deutschen Ehre geworden. Sie haben der Nation die Grundlage eines neuen Lebens gegeben, eine Grundlage, die Sie mit dem ganzen Volke zusammen durch Arbeit und im Kampf gebaut und befestigt haben. Sie waren in diesen Jahren der Herold des Volkes, der Wegweiser der Nation. Jeder Arbeiter, jeder Bauer und jeder Soldat hat Ihnen aus innerster Verpflichtung und mit heißem Herzen beim Aufbau des Landes geholfen. In diesem Glücksgefühl begehen wir am 1. Mai 1936 den Feiertag der Nation. Sie haben diesem Volke den inneren Frieden wiedergegeben. Dieses Volk weiß, daß Sie, so Gott will, auch ein Wegbereiter des äußeren, des Weltfriedens, sein werden. Sie waren uns in diesen Jahren Vorbild im Mut und in der Arbeit. Es ist keine Phrase, wenn die Nation von Ihnen sagt, daß Sie ihr erster Arbeiter sind. (Bravorufe.)

Das danken Ihnen die Millionen in Zechen und Gruben und die Millionen hinter dem Pflug.

In Treue und Vertrauen mit Ihnen verbunden wollen wir Ihnen am heutigen Festtag des Volkes ein starkes Gefühl mitgeben, das Sie mitnehmen sollen in die Arbeit des kommenden Jahres deutschen Aufbaues.

In diesem Sinne, mein Führer, grüßen wir Sie mit unserem alten Kampfruf:

Sieg-Heil! Sieg-Heil! Sieg-Heil!

In das Sieg-Heil auf den Führer fallen die Hunderttausende auf der Stätte der Kundgebung, aber auch die Millionen auf der Feststraße begeistert ein.

Der Führer spricht!

Langsam ebbt der Jubel ab. In atemloser Stille erwartet das deutsche Volk die Parole des Führers für das kommende Jahr.

Noch in die Heil-Rufe hinein intonieren die Musikkorps die Lieder der Nation, die von allen entblößten Hauptes und mit erhobener Rechten dankerfüllt gesungen werden.

Dann tritt Dr. Ley an das Mikrophon und schließt die einzigartige Kundgebung mit den Worten: „Deutschland ist Adolf Hitler und Adolf Hitler ist Deutschland. Adolf Hitler Sieg-Heil!"

Der grenzenlose Jubel, der sich nun erhebt, begleitet den Führer, solange er an der feierlichen Stätte zu sehen ist.

Der Abmarsch der Massen

Der Abmarsch vom Lustgarten und der Via triumphalis vollzog sich mit derselben selbstverständlichen Disziplin wie der Aufmarsch.

Die ersten Marschsäulen hatten sich gegen 9 Uhr formiert. Nach Schluß der Kundgebung lösen sich die letzten Kolonnen bereits gegen 14.30 Uhr auf. Jeder Teilnehmer brauchte also ungünstigstenfalls nur knappe sechs Stunden unterwegs zu sein. Das bedeutet angesichts der zum Teil sehr erheblichen Anmarschwege eine geradezu erstaunliche organisatorische Leistung.

Begegnete man nach 14 Uhr noch überall marschierenden und singenden Formationen, so bot das Aufmarschgebiet schon eine Stunde später das gewohnte Verkehrsbild. Lediglich im Regierungsviertel und besonders auf dem Wilhelmplatz stauten sich noch Tausende von Unentwegten, die der Auffahrt der Arbeitervertreter zum Empfang beim Führer beiwohnten und, Sprechchöre bildend, den Führer selbst immer wieder zu sehen verlangten.

Die vierte Nachmittagsstunde aber sah die Reichshauptstadt im allgemeinen bereits in froher Kameradschaft in den Sälen, Gaststätten und Betrieben vereint zum Beginn der Feiern, die diesem freudigen Festtage seinen Ausklang geben sollen.

Arbeiter als Gäste von Dr. Goebbels

Die erste Veranstaltung des nationalen Feiertages des deutschen Volkes — Dr. Goebbels begrüßte die Arbeiterabordnungen und Reichsberufswettkampfsieger im „Kaiserhof"

dnb. **Berlin,** 30. April. Die 96 Arbeiter aus allen deutschen Gauen und die 35 Reichsberufswettkampfsieger wurden am Donnerstagnachmittag von Reichsminister Dr. Goebbels im Beisein von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsjugendführer Baldur von Schirach im großen Saale des „Kaiserhofs" zum Kaffee empfangen. Es war eine echt nationalsozialistische Veranstaltung, die die Arbeiter, die Jungarbeiter und die Jungarbeiterinnen mit den Reichsleitern und anderen Männern der Bewegung im Geiste fröhlichster Kameradschaft vereinte.

Dr. Goebbels gab diesem Empfinden in einer kurzen Ansprache Ausdruck. Er hieß die Arbeiterabordnungen und die Reichsberufswettkampfsieger, die zu den Maiveranstaltungen in Berlin weilen, gelegentlich des Empfanges im „Kaiserhof" namens des Führers und der Reichsregierung auf das herzlichste willkommen.

Er wies in seiner Ansprache eingangs auf den grundlegenden Wandel hin, der sich seit dem 1. Mai des Jahres 1935 in Deutschland vollzogen hat. Die einstigen Gegner, die damals noch gemeint hätten, der Nationalsozialismus erhebe den 1. Mai zum Feiertag lediglich, um mit diesem bloßen Versprechen den Marxismus zu Boden zu werfen, seien inzwischen eines Besseren belehrt worden. An die Stelle der Theorie und des Versprechens sei die überzeugende Wirklichkeit getreten.

„Wir Nationalsozialisten", so betonte der Minister, „haben uns von Anbeginn unseres Kampfes an mit Bewußtsein Arbeiterbewegung genannt, und wenn man unsere historischen Leistungen sowohl aus der Kampfzeit wie auch aus der Zeit nach der Machtübernahme heute rückblickend überschaut, so wird man zu dem Ergebnis kommen müssen: Wir haben unserem Titel einer Arbeiterpartei in der Tat alle Ehre gemacht.

Daß wir den 1. Mai zum Nationalfeiertag erklärten, das war gewissermaßen nur eine symbolische Handlung. Wir wollten und wollen an diesem einen Tage im Jahre in der demonstrativsten Weise kundtun, daß wir zum arbeitenden deutschen Menschen ein ganz anderes Verhältnis einnehmen, als das jemals in Deutschland der Fall war.

Wir sehen nicht, wie das von reaktionärer Seite gerne getan wird, in dem Arbeiter „auch einen Menschen". Wir sehen vielmehr in den 17 Millionen handarbeitenden deutschen Menschen die mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten ausgestatteten Glieder unserer großen nationalen Gemeinschaft. Das ist bei uns nicht eine Phrase, das ist uns Herzenssache, schon deshalb, weil die führenden Männer der Bewegung und des Staates zum allergrößten Teil selbst einmal mitten in den breiten Massen des Volkes gestanden haben."

„Wir überlassen es anderen", so rief Dr. Goebbels unter stürmischer Zustimmung aus, „auf Kanonenläufen und Bajonettspitzen zu sitzen und das Volk mit Gewalt zu einer Politik zu zwingen, deren Richtigkeit es beim besten Willen nicht einzusehen vermag. Wir Nationalsozialisten haben unsere Zelte in den Herzen unserer deutschen Volksgenossen aufgeschlagen, und es wird uns stets die höchste Erfüllung unserer politischen Tätigkeit sein, wenn wir sagen können, daß wir unser Haupt getrost „jedem Untertanen in den Schoß legen" können.

Mit dem Volk eines Herzens und eines Sinnes zu sein, das erst gibt uns die rechte Freude an der Arbeit. Der deutsche Arbeiter braucht heute nicht mehr gleichberechtigtes Glied des Volk zu werden — er ist es bereits!"

Unter stürmischem Beifall stellte Dr. Goebbels weiter fest:

„Was die marxistischen Arbeiterführer einst versprochen und nicht gehalten haben, das haben wir als die wirklichen Arbeiterführer wahr gemacht. Auch das Berlin von heute, in das Sie als Gäste gekommen sind, ist ein anderes, als das vor vier Jahren, es ist eine deutsche Stadt geworden, die mit Recht die Hauptstadt des Reiches ist"

Der Minister schloß seine Ansprache mit der Hoffnung, daß sich die Gäste in der Reichshauptstadt von Herzen wohlfühlen und eine bleibende Erinnerung an diese Tage in die Heimat zurücknehmen möchten, und mit der Bitte, sich hier als die Vertreter der gesamten deutschen Arbeiterschaft zu fühlen.

Begeistert stimmten die Arbeiter und die Reichsberufswettkampfsieger in das Sieg-Heil ein, das der Minister zum Abschluß seiner mit lautem Jubel aufgenommenen Ansprache auf den Führer ausbrachte.

Was gehört zur Werkmeistereigenschaft?

Köln. Ein Mann, der in einem Kölner Betrieb mit 14tägiger Kündigungsfrist entlassen worden war, klagte am Arbeitsgericht auf Weiterzahlung des Lohnes, weil er nur 6 Wochen vor Quartalsschluß gekündigt werden könne, da er als Werkmeister beschäftigt worden sei, und zwar sei er der alleinige technische Sachverständige des Betriebes gewesen. In der Verhandlung ergab sich, daß der Kläger über seine richtige Stellung im Betrieb falsch unterrichtet war. Das Arbeitsgericht stellte fest, daß nur der Werkmeister sei und den von dem Kläger beanspruchten Kündigungsmodus genieße, der gegen feste monatliche Bezüge als Leiter einer bestimmten Abteilung tätig ist. Dem stand die vom Kläger zugegebene Tatsache gegenüber, daß er Stundenlohn erhalten hatte. Somit fehlte ein für die Eigenschaft eines Werkmeisters notwendiges Merkmal, und die Klage mußte abgewiesen werden.

Der 1. Mai im Reich

dnb. **Berlin,** 1. Mai. Wie in der Reichshauptstadt, so wurde auch in allen übrigen Städten und Dörfern Deutschlands der nationale Feiertag des deutschen Volkes festlich begangen.

In der prächtig geschmückten und beflaggten Hauptstadt der Bewegung gab eine ernste Gedenkstunde für die Opfer des Geiselmordverbrechens des Jahres 1919 im Hof des Luitpold-Gymnasiums den Auftakt. Am Abend waren 800 der ältesten Münchener Arbeiter und 200 Arbeitsinvaliden im Löwenbräukeller Gäste des Gauleiters Adolf Wagner. Den Morgen des 1. Mai leitete das Große Wecken von 19 Musikkapellen und Gesangchöre Münchener Sängervereine auf 15 Plätzen und Standkonzerte auf sechs Plätzen ein. Der geplante Aufmarsch der 50 000 Münchener Jungen und Mädel zur Jugendkundgebung auf dem Königsplatz war wegen des strömenden Regens abgesagt worden. Dafür begann schon in den Vormittagsstunden das Sammeln zu der großen mittäglichen Massenkundgebung auf der Theresienwiese, wo 165 000 Mann der DAF. aufmarschierten. Mit besonderem Jubel wurde der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, begrüßt. Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner fand stürmischen Beifall mit einer Rede, in der er darauf hinwies, daß an die Stelle der internationalen Solidarität einer Klasse heute die nationale Solidarität eines 68-Millionen-Volkes getreten sei.

In Stuttgart konnte auch das naßkalte und regnerische Wetter nicht verhindern, daß Zehntausende von Volksgenossen und die Gefolgschaften der Betriebe zusammen mit den führenden Männern von Partei und Staat in freudiger Geschlossenheit die Feier des 1. Mai begingen. Im Mittelpunkt des Festtages stand die große Maifeier in der Adolf-Hitler-Kampfbahn, wo der Reichsstatthalter und Gauleiter Murr und der Kreisleiter Mauer Ansprachen hielten und ein gewaltiges sinfonisches Werk „Feier der Arbeit" von dem jungen Dichter der Bewegung Gerhard Schumann zur Aufführung kam. Ein großer Festzug bewegte sich in den Nachmittagsstunden durch die Stadt.

Auch in Hamburg gestaltete sich der 1. Mai zu einer einzigartigen Bekundung der Freude und der Lebensbejahung. In gewaltigen Marschsäulen marschierten Hunderttausende schaffender Volksgenossen mit klingendem Spiel und fröhlichen Liedern zu den vier über das ganze Stadtgebiet verteilten Aufmarschplätzen, wo Ansprachen der führenden Männer des Gaues Hamburg zur Uebertragung der Reichskundgebung aus Berlin überleiteten. Der Nachmittag des schönen 1. Mai-Tages brachte eine Fülle von fröhlichen Veranstaltungen für jung und alt.

Frankfurt am Main, die Stadt des deutschen Handwerks, sah einen gewaltigen Aufmarsch von 200 000 Arbeitern der Stirn und der Faust, die auf verschiedenen Kundgebungsplätzen die aus Berlin übertragene Feierlichkeit miterlebten. Auf dem Opernplatz, der Hauptkundgebungsstätte, nahm Gauleiter Sprenger vor der Uebertragung des Staatsaktes die Ehrung der hessen-nassauischen Reichssieger im Reichsberufswettkampf vor.

In Breslau marschierten auf dem Schloßplatz über 120 000 schaffende Menschen auf. Gauleiter Josef Wagner kennzeichnete in einer eindrucksvollen Rede die Bedeutung dieses nationalen Feiertages und weihte 70 neue Fahnen der Deutschen Arbeitsfront. — Ein weiteres bedeutungsvolles Ereignis war am Morgen des 1. Mai die feierliche Indienststellung des neuen Gauhauses durch den Gauleiter-Stellvertreter Bracht.

Auf dem Erich-Koch-Platz in Königsberg hörten 23 000 Jungen und Mädel morgens die Rede des Führers an die deutsche Jugend. In den Mittagsstunden marschierten dort 93 400 Gefolgschaftsmitglieder Königsberger Betriebe auf, während Tausende von Volksgenossen den Platz umsäumten. In Vertretung des Gauleiters sprach der stellvertretende Gauleiter Großherr und überreichte fünf ostpreußischen Reichssiegern im Reichsberufswettkampf Diplom und Anerkennungszeichen, während der sechste ostpreußische Reichssieger in Berlin den Händedruck des Führers empfing.

Das Reiseverkehrsabkommen

mit der Schweiz zum 30. Juni 1936 gekündigt

dnb. **Berlin,** 30. April. In den letzten Wochen sind in Bern zwischen Vertretern der deutschen Regierung und des schweizerischen Bundesrates Verhandlungen geführt worden, die ein doppeltes Ziel verfolgen.

Einmal sollten die Schwierigkeiten beseitigt werden, die in den vergangenen Monaten bei der Durchführung des Reiseverkehrsabkommens entstanden waren. Ferner sollte eine Grundlage für eine umfassende Neuregelung des gesamten Waren- und Zahlungsverkehrs mit der Schweiz einschließlich des Reiseverkehrs gefunden werden. Diese Bemühungen haben leider bisher zu einem Erfolg nicht geführt.

Infolgedessen hat sich die deutsche Regierung veranlaßt gesehen, das Reiseverkehrsabkommen zum 30. Juni 1936 zu kündigen. Sie hat hierbei zum Ausdruck gebracht, daß die Kündigung nur vorsorglich erfolgt. Sie hat dabei dem schweizerischen Bundesrat vorgeschlagen, die Zwischenzeit bis zum 30. Juni zu Verhandlungen zu benutzen, um vom 1. Juli 1936 ab den gesamten Zahlungsverkehr zwischen Deutschland und der Schweiz, also den Warenverkehr, den Kapitalverkehr und den Reiseverkehr neu zu regeln.

Ihre Vermählung geben bekannt

Dipl.-Ing. Wolfgang Heckmann

Liesel Heckmann geb. Münnekehoff

Castrop-Rauxel, den 3. Mai 1936.

Große Auswahl in mod. elektr. *Beleuchtungskörpern* zu niedrigen Preisen bei **KIRSCH** Castrop, Münsterstr. 21

REIFEN-STIEBLING
HERNE, KAISER-WILHELM-STR. 15



Das Fachgeschäft für Auto-Bereifungen
Neugummieren
Vulkanisieren

Abholung und Zubringung kostenlos

---

herde
GASHERDE
KOMB. HERDE
Heiland
Herne, Bahnhofstraße 3a — c
Auf Wunsch Zahlungserleichterung

Miet-Verträge
stets vorrätig.
Druckerei Geschw. Schmitz

Brautpaar sucht zum 1. 6. abgeschlossene (46
3-Zimmer-Wohnung
in C.-R. 1 oder C.-R. 2. Schriftliche Angebote unter Nr. 643 an den Stadtanzeiger erbet.

Zimmer
leer oder möbl. zu vermieten.
Zu erfragen im Stadtanzeiger.

Die Verlobung

Vermählung und andere Familienereignisse gebe man im **„STADTANZEIGER"** bekannt
Preis dieser Anzeigengröße
4.80 Mark

Geld! braucht man nicht nur zum Krieglühren, sondern auch für den Kampf ums Dasein. Aber das Geld, das Sie für das
Geld! Inserieren im „Stadtanzeiger"
Geld! anlegen, bringt hundertfältige Frucht. Es vermehrt die Kundschaft und steigert den Umsatz.

---

†

Nach kurzer, schwerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, verschied heute morgen 9.15 Uhr, meine liebe Frau, meine gute Mutter, unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Luise Zittrich
geb. Bierögel

im Alter von beinahe 39 Jahren.

Um stille Teilnahme bitten:

Die trauernden Hinterbliebenen.

Wetter (Ruhr), Castrop-Rauxel, den 30. April 36

Die Beerdigung findet am Montag, dem 4. Mai 1936, nachmittags 4 Uhr nach erfolgter Überführung von der Leichenhalle des evang. Krankenhauses, Castrop-Rauxel 1, Kriegerdenkmalstraße, aus statt.

Hausandacht ½ Stunde vorher.

Allen, denen aus Versehen keine besondere Nachricht zuging, diene diese als solche.

Hausfrauen!

Nur für Hausfrauen und Töchter, die selbst plätten.

Montag, den 4. Mai, nachm. 4 Uhr u. abds. 8 Uhr im „Kolpinghaus"

von der bekannten Fachkraft **W. Hedrich, Berlin**

Modernes

Schauplätten

mit elektrischem Eisen

Es wird ein Plättstein vorgeführt, der Ihnen die Arbeit sehr erleichtert. Neuzeitliches Waschen, Stärken, Neuplätten, Glanzieren und richtigen Sitz der Umlegekragen (Hohlplätten), Decken und Leibwäsche auf Neu wird praktisch gezeigt und erklärt. – Eintritt frei!

Werbt für den Stadtanzeiger

Staatl. geprüfte Krankenschw. sucht (17
Stelle
als Sprechstundenhilfe beim Arzt oder tagsüber z. Pflegen. Angebote unter Nr. 642 an den Stadtanzeiger.

Mädchen
für einige Tage in der Woche gesucht. Zu erfragen i. Stadtanzeiger. (310

Pianos, Flügel, neu — gebr., zur Miete. Gr. Auswahl. Zahlungserleichtrg.
Pianohaus Marks, Bochum, Kais.-Wilhlmstr.

Tages- und Abendunterricht
in Stenographie
Maschinenschreiben
Buchführung
Deutsch, Rechnen
Schönschreiben
Lackschrift usw.
Eintritt jederzeit
Bönning
PrivatHandelslehrer und geprüfter Kurzschriftlehrer
Bochumer Straße 7

Leeres Zimmer
an einzelne Person sofort zu vermieten. (313
Bladenhorster Straße 162.

Ziege
zu verkaufen.
Holzstraße 29.

Gute (36
Ziege
zu verkaufen.
Zu erfragen im Stadtanzeiger.

Bad Salzuflen Teutob. Wald
bittet um Ihren Besuch
Herz, Nerven, Rheuma, Luftwege
Pausch.- u. Vergünstig.-Kuren
Ganzjährige Kurzeit

Fahrräder
Opel, Victoria, Phönix, usw.
nur bei **W. Verheyen**
Castrop-Rauxel 1
Marktstr. 16, Ruf 2410
Anzahlung 15.— RM.
Wochenrate 1.— RM.

Ihr Vertreter besucht die Kundschaft!

Wird er überall empfangen?

Jawohl, Herr Geschäftsinhaber, wenn Sie seinen Besuch mit einer netten Besuchsanmeldekarte angekündigt haben. Eine nett aufgemachte Besuchsanmeldekarte erinnert an Ihre Firma und man richtet sich bevorzugt auf das Kommen Ihres Vertreters ein.

Ueberhaupt wenn Sie Ihrer Kundschaft öfters eine kleine Werbedrucksache senden, halten Sie die Verbindung mit Ihren Kunden enger und erleichtern die Arbeit Ihres Vertreters.

Wie Sie vorteilhaft Ihre Kundschaft mit Werbedrucksachen bearbeiten können, legen wir Ihnen gern. Denken Sie stets daran:

Nach dem Vertreter kommt als Verkäufer die Werbedrucksache: — der Prospekt, der Katalog, der illustrierte Werbebrief! Auch auf diesem Gebiete leisten wir Gutes.



Geschw. Schmitz
Castrop-Rauxel 1, Münsterstraße 24
Fernruf 2151 und 2152.

Druckerei/Verlagsanstalt

Gute Werbedrucksachen sind tüchtige Verkaufshelfer!

Sparen am unrechten End ist es, wenn ein Kaufmann keine Anzeigen aufgibt

Werbung hebt den Umsatz!
Umsatzsteigerung verbilligt die Ware!

So haben Kaufmann und Kunde in gleicher Weise Nutzen vom Inserieren im **„Stadtanzeiger** für Castrop-Rauxel u. Umgebg.

Mai-Angebot

Preiswerte Damen-Sommerkleidung



Beschreibung der Abbildungen

Kleid aus gestreiftem kunstseid. Trikot-Charmeuse, sehr schöne Farbstellungen in verschieden. Größen vorrätig . . . . . RM. **8.90**

Kleid aus bedrucktem Mattkrepp, in d. kleidsamen modernen Frühjahrsfarben in gangbaren Größen vorrätig . . . . . RM. **11.50**

Komplet, einfarb. kunstseid. Mattkrepp, flotte jugendl. Form, Kleid mit Handauszug, halb. Ärmel, Mantel, o. Ärmel, Sommerfarben **14.75**

Kleid aus bedrucktem kunstseidenem Mattkrepp, mod. Blumenstreifen in sehr schönen modischen Farben . . . . . RM. **18.75**

Jug. Sommer-Kostüm, kunstseid. leinenartiges Gewebe, Smokingform, 3 aufgesetzte Taschen, farb. Kragen, u. Knöpfe, Modefarb. **19.75**

Sportlicher Mantel, shetlandartig. Wollstoff, Modefarben, Revers, Tasch. u. Rückengurt gest., ganz auf kunstseid. Serge gefüttert **24.75**

Komplet a. bedruckt. kunsts. Mattkrepp, Kleid mit modern. Georgette-Garn., Mantel mit weit. ¾ lang. Ärmel, auch große Weiten **26.75**

Eleg. Mantel, sehr guter Wollgeorgette, Jabot u. Ärmel mit Biesengarn, ganz gefütt. m. kunsts. Cr. Marocain, auch große Weiten **39.75**

Bluse aus kunstseid. Mattk. mod. Frühjahrsfarben **3.95**

Rock aus Rips-Diagonal, mehr. Farb. u. gangbare Größen **4.95**

Bluse aus kunstseid. Mattkrepp gestickt, viele Farb. **6.90**

Sport-Rock a. sehr gut. shetlandart. Wollstoff, u. Kellerfalte **5.90**

ALTHOFF
DORTMUND



Besuchsanmeldung!

Hier der Geschäftsinhaber! Ihm wird soeben ein Vertreter gemeldet. Ob er ihn empfangen wird? Jawohl, die geschmackvolle Besuchskarte, mit der sich der Vertreter meldete, macht — wie Sie hier sehen — einen günstigen Eindruck auf ihn. Er weiß aus Erfahrung: Firmen, die ihre Vertreter mit geschmackvollen Geschäftskarten melden lassen, sind Qualitätsbetriebe, die stets etwas Besonderes zu bieten haben. Haben auch Sie — und ihre Vertreter — Besuchs- und Geschäftskarten, die einen ebenso günstigen Eindruck bei Ihren Kunden hinterlassen? Prüfen Sie mal nach. Und wenn es nicht ganz so ist, dann lassen Sie am besten bei uns neue Karten gestalten und drucken. Sie werden sehen, eine geschmackvolle Karte ist auf Ihrer Geschäftsreise ein kleiner Diplomat.

Druckerei und Verlagsanstalt
Geschw. Schmitz
Castrop-Rauxel, Münsterstr. 24
Sammelnummer Ruf 2151

Lest den Stadtanzeiger